9/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Das wache Auge

Tausendstel entscheiden im Ziel

Mammutfriedhof

Rätsel um das Schicksal der Urtiere

Treffpunkt Kollwitzplatz

Verdiente Antifaschisten eines Berliner Arbeiterbezirkes

★ Inhalt

Wiederkehr
40 Jahre später kehrt der sowjetische Frontkorrespondent Juri Tschernyschew in die Stadt Berlin zurück **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Hafenwirtschaft **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Zum 40. Jahrestag
Die 17 vom Prenzlauer Berg **Seite 16**

Sport
Geschichten um die handgestoppte und elektronische Zeitnahme **Seite 20**

mobile **Seite 24**

Erinnerungen
Weltrekordler im Stabhochsprung Sergej Bubka schildert seinen Werdegang **Seite 26**

Dokumentation
Die letzte Schlacht: Zwischen Müggelsee und Brandenburger Tor **Seite 28**

Film
Zur Aufführung des Films „Der Sieg“ **Seite 30**

Biographisches
Zum 100. Geburtstag von Egon Erwin Kisch **Seite 32**

Erzählung
Saulius Tomas Kondrotas: „Kaolin“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die zwölf Monate“ **Seite 40**

Historisches
Neu entdeckt aus der Geschichte des Treptower Ehrenmals **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Wissenschaft
Der Mammutfriedhof vom Berelech und seine Rätsel **Seite 46**

Freizeit
Auf wilden Gewässern **Seite 52**

Erdgastrasse
Bulette macht krumme Dinger **Seite 54**

Titelfoto:
Detlef Christel fotografierte die antifaschistischen Widerstandskämpfer Heinz Szal, Roman Krauskopf, Gottfried Hamacher, Werner Baier, Ilse Münz

Redaktionsschluß für dieses Heft: **22. 4. 1985**

★ Im Blickpunkt

Die beiden Männer – Alexej Gorlinski und Murry Schulman – kennen sich nicht persönlich. Was sie verbindet, ist ihr gemeinsamer Kampf gegen den deutschen Faschismus, der sie einst an der Elbe zusammenführte. In jenen historischen Stunden entstand in Torgau auch dieses Foto der Gemeinsamkeit. Der General und der Sergeant kennen es, letzterer nahm es als kostbare Erinnerung mit über den Ozean. Damals, vor vier Jahrzehnten, hatten sie sich dort ein Versprechen gegeben. Nun wollen sie es an gleicher Stelle erneuern. FREIE WELT besuchte die beiden Augenzeugen noch vor ihrer Reise. Sie erinnerten sich an den Tag der Begegnung:

Es war ein Mittwoch im April...

● Es ist nicht ganz einfach, sich mit Alexej Gorlinski in seiner Wohnung im Zentrum Moskaus zu verabreden, denn der heute 71jährige will von Veteran im Sinne beschaulichen Rentnerdaseins nichts wissen. So ist er als Lektor der Gesellschaft „Wissenschaft“ zu Vorträgen im In- und Ausland unterwegs. Dazu ist er seinen vier Enkeln ein engagierter Großvater. Vor allem wohl ihnen zuliebe hat er den zeitaufwendigen aktiven Schachsport aufgegeben. „Wir sind sehr froh, daß uns unsere drei Kinder und die vier Kleinen so oft besuchen.“ Seine Erinnerungen an den Krieg, an Torgau, an die Beisetzung des amerikanischen Soldaten Joseph Polowsky in der Elbestadt, dem er voller Respekt und Zuneigung dort das letzte Geleit gab – all das hat Alexej Gorlinski aufgeschrieben. Es sind viele Seiten geworden, denn: „Zusammen mit der 5. Gardearmee hatte ich bis zur Elbe über 5000 Kilometer zurückgelegt.“ Vom ersten Tag des Krieges an war der frisch gebackene Chemiker als Freiwilliger dabei. Neben den Auszeichnungen, die ihm die Heimat verlieh, ehrte ihn das Amerika der Antihitlerkoalition mit seinem höchsten militärischen Orden: „Legion of merit“; er

wurde Offizier der amerikanischen Ehrenlegion. Wie war das damals an der Elbe? Ich weiß, daß diese Frage fast zur gleichen Zeit auch in New York gestellt wird. „Die Elbe war als Linie der Begegnung vorgesehen. Wir waren als erste dort, stießen aber entsprechend der Vereinbarung nicht weiter vor – warteten. Plötzlich tauchten zwei Soldaten auf, winkten mit irgend etwas. Nein, das sind keine Deutschen, überlegte ich. Die Rufe vom anderen Ufer überzeugten endgültig. Also spurteten wir zur Brücke. Ihr mittlerer Träger hing im Wasser, verstümmelte Balken standen davor. Ein ungeduldiger Amerikaner bewies ungewöhnliche Geschicklichkeit, kam als erster herüber. Ihm entgegen einer von uns. Schnell wurden Tarnmäntel auf der Erde ausgebreitet, fanden sich Konserven, Brot, Wodka und Whisky. Becher machten die Runde: ‚Auf den Sieg, auf den Frieden, auf unsere Freundschaft!' Fotos von Frauen und Bräuten gingen von Hand zu Hand." Am 25. April ist Alexej Gorlinski nun wieder in Torgau. Welche Gedanken bewegen ihn? „Das Furchtbare des Krieges darf sich nicht wiederholen", sagt er, und die ruhige Stimme des Mannes klingt plötzlich erregt. „Wir sowjetischen Veteranen sind dem ‚Geist der Elbe' treu geblieben und all jenen Hoffnungen, die der Mai des Jahres 1945 in uns weckte und die auch von den amerikanischen Soldaten geteilt wurden. Ich glaube, es ist die rechte Zeit, daran zu denken, daß diesen Schwur Menschen ablegten, die bereit waren, ihr Leben für den Frieden zu geben. Joseph Polowsky hat dieses Versprechen selbst im Angesicht seines Todes erneuert. Wir wollen ihn nicht enttäuschen." Als ich mich von Alexej Gorlinski und seiner Frau Jekaterina verabschiede, hat mein Wunsch für ihr Glück einen konkreten Anlaß. Mit dem Ende des Krieges konnten sie sich ihr persönliches Haus bauen: Sie heirateten. Feiern also jetzt ihren 40. Hochzeitstag.

Jürgen Geitner, Moskau

● Seine sieben Enkelkinder zwischen sechs Monaten und 11 Jahren sind eigentlich die tiefere Ursache dafür, daß der New Yorker Geschäftsmann Murry Schulman am 25. April in Torgau weilt. Schließlich, so erzählt er mir im Wohnzimmer seines kleinen Häuschens im Stadtteil Queens bei einer Tasse Tee, habe er damals bei der ersten Begegnung mit sowjetischen Soldaten an der Elbe, zusammen mit allen anderen Teilnehmern geschworen, alles zu tun, damit seine Kinder niemals mehr in einen Krieg ziehen müssen. Und was für seine sechs Söhne richtig war, sei heute erst recht gültig für die – bisher – sieben Enkel. Daher werde er, so betont der heute 59 Jahre alte Großvater und ehemalige USA-Kriegsteilnehmer nachdrücklich, den „Eid an der Elbe" erneuern. Doch Sergeant Schulman nennt noch drei weitere Gründe für seine Reise: Er hofft, Kriegsveteranen zu treffen, die er 40 Jahre nicht gesehen hat. Weiter ist er neugierig, was aus dem Torgau von 1945 geworden ist. Und drittens möchte er am Grab seines amerikanischen Kriegskameraden Joseph Polowsky, der 1983 auf eigenen Wunsch in Torgau beigesetzt wurde, Blumen niederlegen. An Torgau erinnert sich Murry Schulman noch, als ob

es gestern gewesen wäre. Die Hitler-Wehrmacht hatte sich zurückgezogen und die Stadt schien ausgestorben, als er und drei andere USA-Soldaten der 69. Division mit ihrem Jeep zum erstenmal an die Elbe kamen. „Plötzlich tauchten auf der anderen Seite des Flusses Soldaten auf, sowjetische Soldaten, winkten, riefen und schossen in die Luft. Wir winkten zurück, schrien und lachten vor Freude. Sie hatten offensichtlich dasselbe unbeschreibliche Gefühl wie wir: Jetzt ist der Krieg bald vorbei. Endlich!" Damals, als knapp 20jähriger, sei er sich allerdings noch nicht darüber im klaren gewesen, daß dieses Treffen ein historisches Ereignis war und einmal zu den wichtigsten Erinnerungen in seinem Leben gehören wird. Murry Schulman hat es freilich auch nicht für möglich gehalten, daß er noch 40 Jahre später um das Leben seiner Kinder und Enkel bangen muß. „Wir müssen unbedingt verhindern, daß alles wieder in einem Krieg zerstört wird. Wir sollten lernen, in Frieden zu leben, ohne Armut, ohne Hunger", erklärt er mir. Der Kriegsveteran ist voll Sorge darüber, daß die Kinder in den amerikanischen Schulen so wenig über den zweiten Weltkrieg und dessen Schrecken erfahren, so wenig darüber, daß es für ihn und unzählige Veteranen ein Krieg war, der eigentlich alle Kriege ein für allemal beenden sollte. Das „niemals wieder!" von 1945, so Murry Schulman, sei heute aktueller denn je.

Horst Schäfer, New York

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: V. Billeb, H. Schäfer, Archiv

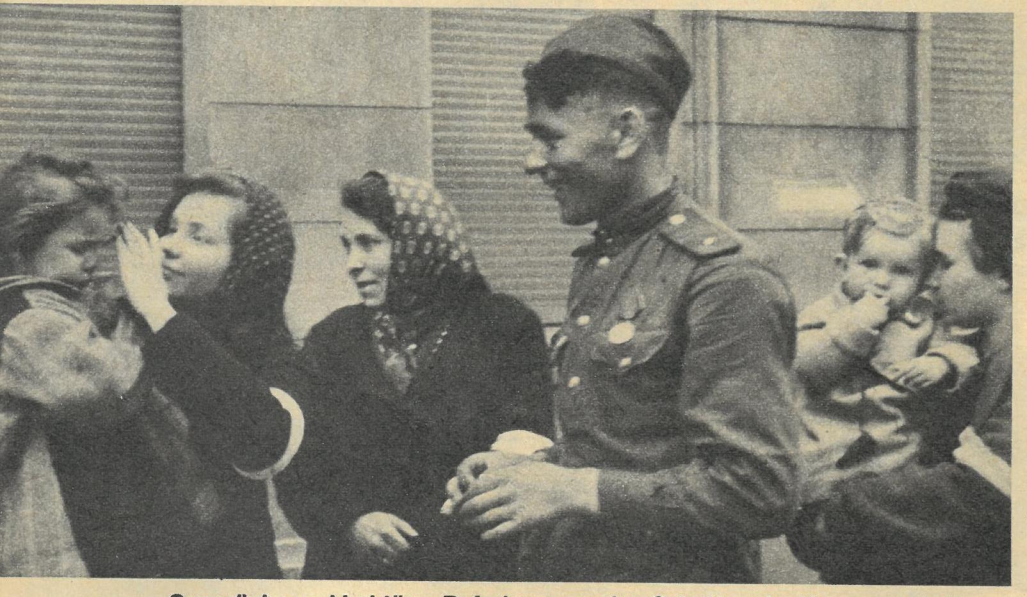
Blick zum Brandenburger Tor: Neu und fremd, zugleich vertraut und unvergeßlich. Für den Fotografen war es nach 40 Jahren eine

Als die Stalingrader Schlacht geschlagen war, marschierte Juri Tschernyschew, Jahrgang 1922, in zwei Jahren vom Ufer der Wolga über Saporoshje und Odessa, durch Rumänien hinauf nach Polen, von Lublin und Maidanek über Warschau, Poznań und Küstrin bis vor das Brandenburger Tor. Tschernyschew, von Beruf Fotograf, war Frontberichterstatter der 62. Armee, der späteren 8. Gardearmee, die General Tschuikow kommandierte. Vier Jahrzehnte später kam Tschernyschew, eingeladen von der Redaktion FREIE WELT, zum zweiten Mal nach Berlin.

WIEDERKEHR

Die Waffen schweigen: In zwei Jahren von der Wolga bis an die Spree.

Wasserholer: Befreier und Befreite im friedlichen Nebeneinander.



Gespräche und Lektüre: Befreiung von den Schatten der Vergangenheit.

Wiederkehr

I

An einem stillen, warmen Sommerabend geht ein junger Bursche tanzen. Er ist achtzehn Jahre und fünf Monate alt, und es zieht ihn neuerdings auf den Tanzboden. In ihrer Küche wartet die Mutter auf ihn, die gute, besorgte Seele. Der Junge wird Hunger haben, wenn er nach Hause kommt. Tatsächlich, Mitternacht ist längst vorbei, verschlingt er heißhungrig, was die Mutter ihm über den Tisch schiebt, und fällt ins Bett, morgen ist Sonntag, da kann er ausschlafen. Kann er aber nicht. Früh um sieben rüttelt ihn der Vater wach: Es ist Krieg. Krieg? fragt der Sohn. Was für ein Krieg? Woher denn Krieg?

Der junge Mann heißt Juri, Sohn des Herrenschneiders Andrej Tschernyschew, die Szene spielt in der alten russischen Stadt Wologda, der Sonntag ist der 22. Juni 1941.

Getanzt, sagt Tschernyschew, getanzt haben wir auch in Stalingrad. Er schaut aus dem Fenster seines Berliner Gästezimmers. So friedlich, sagte er, wie heute hier war es noch im Frühjahr 1942 in Stalingrad. Und manchmal haben wir abends getanzt. Aber es war nicht mehr wie im Jahr zuvor. Wir wußten, was uns bevorstand. Wir glaubten, es zu wissen. Ach, ich war neunzehn, und ich wußte nichts.

Noch hat niemand auf Tschernyschew geschossen.

II

Steppe bei Kalatsch. Kein Baum, kein Strauch. Ein einsamer Jeep auf der Rückfahrt nach Stalingrad, besetzt mit drei Offizieren und dem Frontberichterstatter Tschernyschew. Ein deutsches Jagdflugzeug vom Typ Messerschmitt greift im Tiefflug an. Es geht zu wie auf der Hasenjagd. Ungestört der Jäger, wehrlos die Opfer. Tschernyschew tut, was die anderen vormachen, springt aus dem Auto, preßt sich an die Erde. Die Garbe aus der Bordkanone des Jägers zieht eine Furche vor seinen ausgestreckten Fingerspitzen. Ein paar Handbreiten trennen Leben und Tod. Zum erstenmal hat jemand auf Tschernyschew geschossen. Er springt auf, rennt los. Weg, nur weg. Die anderen schreien. Leg dich hin, stell dich tot. Der Jäger zieht eine Kurve und kommt zurück. Sieht vier Tote, denen das Herz klopft, spart Munition, fliegt nach Hause, wer weiß, was er meldet.

III

Noch nie hat Tschernyschew auf einen anderen Menschen geschossen. Jetzt trägt er Tag und Nacht eine Pistole bei sich. Er hat sie niemals benutzt. Andere Waffen kann er nicht bedienen. Er ist Fotograf. Seine Aufgabe ist es, diejenigen zu fotografieren, die schießen. Sie zu fotografieren, während sie schießen. Tschernyschew kriecht, bewaffnet mit zwei Kameras, nach vorn und macht seine Arbeit.

Ich mußte nicht schießen, sagt Tschernyschew, und ich mußte es doch tun. Es war einfach unmöglich, immer nur zuzusehen, wie andere kämpfen.

Als er zum erstenmal selbst schießt, hat er die Wolga im Rücken, und in der später so berühmten 62. Armee geht das Wort um, daß es hinter der Wolga kein Land mehr gibt.

Als er nach Berlin kommt, beherrscht Tschernyschew alle Handfeuerwaffen und kann sogar mit einer Feldkanone umgehen.

IV

In Berlin, sagt Tschernyschew, habe ich mich wie ein Selbstmörder benommen. Ich war nur noch Fotograf, besessen von meinem Auftrag. Bin im Niemandsland herumgekrochen, auf Dächer geklettert. Tschuikow hat mir gedroht: Jurka, wenn du mit deinem Leben spielst, stecke ich dich in Arrest. Den General nennt Tschernyschew seinen zweiten Vater. Damals in Berlin hat er nicht auf ihn gehört.

Tschernyschew läuft die Treppe zu einer U-Bahnstation hinunter, mutterseelenallein. Der Bahnhof ist vollgestopft mit Menschen. Junge Frauen, Kinder, alte Leute. Und ein paar verkleidete Offiziere. Vermutet Tschernyschew. Tausend Augen starren ihn an. Jeder könnte ihn abschießen wie einen Hasen. Langsam drängt er sich durch die Menge, bis er vor einem Mann in mittleren Jahren steht, der seinen Hut auf merkwürdige Art tief in die Augen gezogen hat. Kommen Sie mit, sagt Tschernyschew. Zwei Frauen beginnen leise zu weinen. Auf der Straße sagt Tschernyschew: Zeigen Sie mir, wie ich zum Reichstag komme. Eifrig und umständlich beschreibt der Mann mit dem Hut den Weg. Tschernyschew versteht kaum die Hälfte. Er führt den Mann wieder die Treppe hinunter, begleitet ihn an seinen Platz, verabschiedet sich: Ich danke Ihnen. Oben wird immer noch geschossen.

V

Im strömenden Regen bleibt Tschernyschew auf der Brücke stehen, die von der Burgstraße zum Alten Museum führt, schaut über das Geländer auf die Spree und fragt den Dolmetscher, ob in der Nähe die U-Bahn fahre.

Das Wasser ist es, das die Erinnerung weckt. Vor seinen Augen stürzten einmal Menschen aus einem U-Bahntunnel auf die Straße, gejagt von einer Angst, die jede Überlegung erstickte, liefen mitten hinein in eine wilde Schießerei, fielen auf das Pflaster, krochen auf Händen und Knien, klammerten sich schreiend aneinander, preßten sich an die Wände der Häuser. Tschernyschew vergaß seine Kamera, begriff nichts. Später hörte er, gewissenlose Fanatiker hätten die U-Bahnschächte überflutet. Sie handelten, wie ihr Führer dachte und redete. Wenn das deutsche Volk, sagte Hitler, be-

Wiederkehr

vor er sich der Verantwortung entzog, nicht imstande sei, den Krieg zu gewinnen, so sei es auch nicht wert, den Krieg zu überleben.

VI

Wenn einer auf mich schießt, sagt Tschernyschew, muß ich zurückschießen. Das ist ganz einfach: der oder ich. Aber ich kam nach Berlin, wie wir alle, als ein Mensch, der Frieden wollte. Und ich traf Menschen, die nicht auf mich schossen. Was sie dachten und empfanden, darüber konnte man später reden. Sicher spürte ich eine innere Barriere, die ich überwinden mußte. Wir hatten schreckliche Bilder gesehen zwischen der Wolga und der Spree. Spuren entsetzlicher Untaten, nicht nur in Maidanek. Wir waren hart geworden, anders wären wir nicht nach Berlin gekommen. Aber wir kamen als Menschen.

An wie viele Türen habe ich geklopft. Jemand hat geöffnet, vorsichtig, einen Spalt. Draußen stand ein sowjetischer Oberleutnant und bat um ein Glas Wasser. Ich trank und bedankte mich, und sie sahen, daß ich Durst hatte wie jeder Mensch. Die einfachste Sache von der Welt: Einer hat Durst, ein anderer reicht ihm Wasser. Eine winzige menschliche Geste, nicht der Rede wert. Aber es war im April 1945, und der eine war ein Russe, der andere ein Deutscher, und draußen wurde immer noch geschossen.

VII

Wir haben nicht geschossen, sagt Tschernyschew, wenn es nicht nötig war. Das war ein Befehl.

Aber es wurde geschossen, und die Toten lagen, wo sie gefallen waren. Man konnte sie nicht liegenlassen, aber niemand hatte Zeit, Friedhöfe zu suchen, Gräber auszuheben. So legte man sie in die Erde, wo immer sich ein Fleckchen Erde fand in der Stadt, wölbte einen flachen Hügel, steckte ein Holzkreuz in den Sand. Später hat man sie begraben, wie es sich gehört.

Nein, sagt Tschernyschew, einen Freund habe ich nicht verloren in Berlin. Aber es waren doch unsere, die da starben. Als er vierzig Jahre danach in Treptow vor den Gräbern steht, steigen ihm Tränen in die Augen.

Was wir im Deutschen ein Massengrab nennen, heißt im Russischen Brudergrab, das wird wohl, hier wie dort, seinen Grund haben.

VIII

Als der letzte deutsche Generalstabschef, General Krebs, zu Tschuikow kommt, um im Auftrag von Goebbels und Bormann – Hitler hat seine Giftampulle bereits zerbissen – die Verbündeten gegeneinander auszuspielen, macht Tschernyschew ein Bild des Unterhändlers und geht seiner Wege. Ihn bewegt, was draußen geschieht.

Auf der Straße begegnet er einem Jungen, nicht älter als fünfzehn. Der Soldatenmantel schlägt ihm um die Knöchel. Sein Gewehr schleift er auf der Erde hinter sich her. Tschernyschew spricht ihn an, er konnte damals ein wenig deutsch. Der Junge ist so apathisch, daß er nicht einmal mehr Angst hat vor dem fremden Offizier. Aus dem nächsten Haus tritt eine Frau. Tschernyschew ruft sie, sie rennt auf ihn zu, eine Russin, verschleppt zur Zwangsarbeit, sie dolmetscht. Er sei Schüler, sagt der Junge, man habe ihn zu einer Barrikade geschickt. Mehr ist aus ihm nicht herauszuholen. Nur noch: Hitler kaputt.

Das haben wir tausendmal gehört, sagt Tschernyschew lächelnd, das war schon eine Losung.

Jetzt hat Tschernyschew eine Berliner Schule besucht, eine R-Klasse, fünfzehnjährige. Weil sie in Geschichte gerade bis zur Wolga vorgedrungen waren, hat er ihnen etwas über Stalingrad erzählt, und die Schüler haben freiwillig auf ihre große Mittagspause verzichtet.

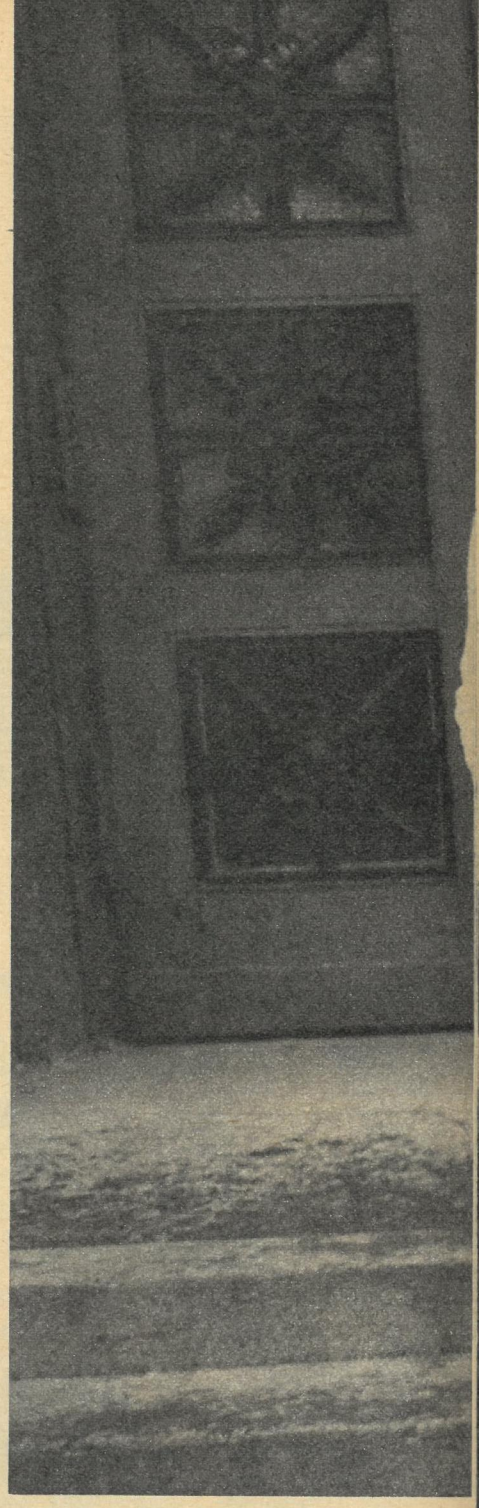
IX

Auf der Straße fragt Tschernyschew einen deutschen Zivilisten, ob es in der Nähe ein Fotolabor gebe. Der Mann weiß Bescheid, Tschernyschew landet in einem Keller. Alles vorhanden, was er braucht, sogar ein hilfsbereiter Laborant. Aber kein Wasser. Tschernyschew greift sich zwei Eimer und läuft los, findet auch eine Pumpe und an der Pumpe eine Szene, die ihn zwingt, die Eimer abzustellen und zur Kamera zu greifen: Wasserholer, einträchtig in bunter Reihe, sowjetische Soldaten, deutsche Hausfrauen.

An dieser Pumpe, sagt Tschernyschew, ist mir, während in der Nähe noch gekämpft wurde, eine erste Ahnung der Zukunft aufgestiegen. Natürlich wußte ich, nicht alle Deutschen hatten Hitler angebetet. Aber hier habe ich zum erstenmal mit meinen eigenen Augen gesehen, wie wir eines Tages, trotz allem, was geschehen war, friedlich miteinander leben konnten.

X

Auf der Straße trifft Tschernyschew den Schriftsteller Wsewolod Wischnewski im Gespräch mit Berliner Einwohnern. Wischnewski fragt die Deutschen, wie sie über ihr Leben denken. Sie jam-



Sprechen wir Russisch! Schüler der Edgar-André-Oberschule und ihr Gast

Am Ziel eines langen Marsches: Oberleutnant Juri Tschernyschew im Mai 1945 vor dem Brandenburger Tor. – Auf dem Weg der Genesung: verwundete deutsche Soldaten, Mai 1945 Unter den Linden, fotografiert von Juri Tschernyschew. – Wiederkehr nach vierzig Jahren: Tschernyschews Begegnung mit Grenzsoldaten am Brandenburger Tor (Foto ganz rechts).

mern, wie schlecht es ihnen geht. Wie es Ihnen heute geht, antwortet Wischnewski, das sehe ich, den Rest kann ich mir denken. Ich will wissen, was Sie morgen tun werden und in den nächsten Wochen. Ich will wissen, wie Sie über die Zukunft denken. Die Antwort der Deutschen hat Tschernyschew nicht abgewartet. Er jagte dem nächsten Foto hinterher. Heute geht Tschernyschew durch die Stadt und besichtigt unsere Gegenwart, die vor vierzig Jahren in weiter Ferne lag.

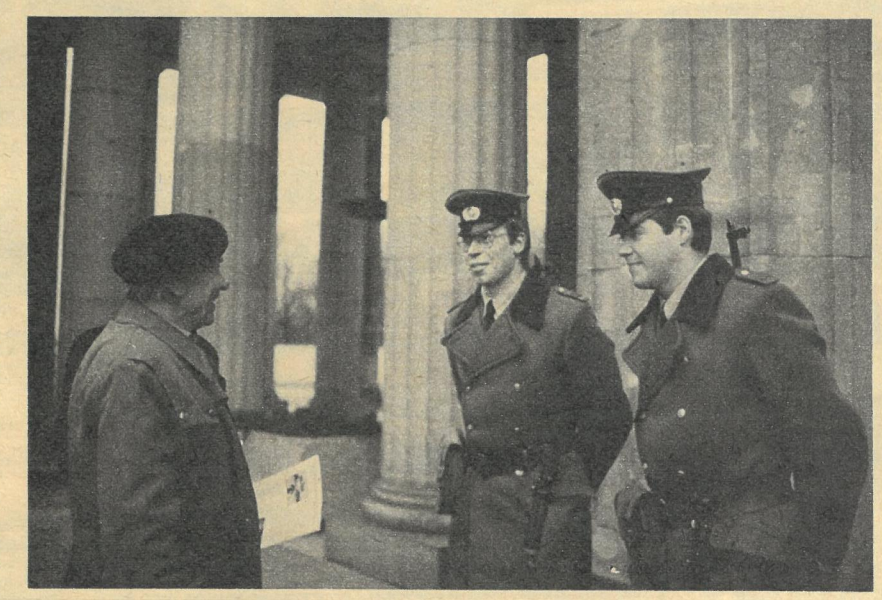
XI

Auf der Straße Unter den Linden steht Tschernyschew und schaut auf die Häuser und auf das Brandenburger Tor und immer wieder auf das Foto, das er in der Hand hält. Hier muß es gewesen sein, sagt er, und gibt das Bild nicht aus der Hand. Hier habe ich gestanden. Zum Reichstag, den er so verzweifelt gesucht hatte, kam er zu spät. Die rote Fahne flatterte schon auf der ausgebrannten Ruine. Tschernyschew berührte die Mauern mit der Hand und ging hinüber zum Brandenburger Tor und tastete mit beiden Händen die Säulen ab. Dies war der Augenblick, in dem er begriff, daß sie ihren Weg gegangen waren und daß sie angekommen waren, und daß die Zeit der Schrekken vorüber war.

Als er nun zum zweitenmal in seinem Leben unter das Tor tritt, berührt er die Säulen mit den Händen, wie er es vor vierzig Jahren getan hat, und sagt kein Wort. Dann schüttelt er den jungen Grenzsoldaten, die dort ihren Dienst versehen, die Hand, und sagt: Ich danke euch!

XII

Niemals, wenn wir abends zusammensaßen, sagt Tschernyschew, Rotarmisten unter sich, die nicht mehr schießen mußten, niemals gab es Triumphgeschrei: Wir sind die Sieger, jetzt werden wir es den Deutschen zeigen. Was nötig war, hatten wir ihnen schon gezeigt. Spürten wir Freude? Sicher. Genugtuung, Erleichterung. Wir hatten getan, was getan werden mußte, und wollten es nie wieder tun müssen.



Wovon sprachen wir? Von zu Hause. Jeden Tag. Wie geht es daheim? Was machen die Frauen, die Mütter, die Kinder?

Als wir noch am Ufer der Wolga lagen, kamen eines Tages Bauern aus Kasachstan und brachten uns Äpfel. Wir waren viele, jeder bekam nur einen Apfel. Mancher aß ihn auf der Stelle. Andere steckten ihn in die Tasche, trugen ihn tagelang mit sich herum, holten ihn heraus, betrachteten ihn, drehten ihn in der Hand und steckten ihn wieder weg. So sind wir in den Krieg gegangen, so sind wir aus dem Krieg zurückgekehrt. So sind wir heute, so werden wir bleiben.

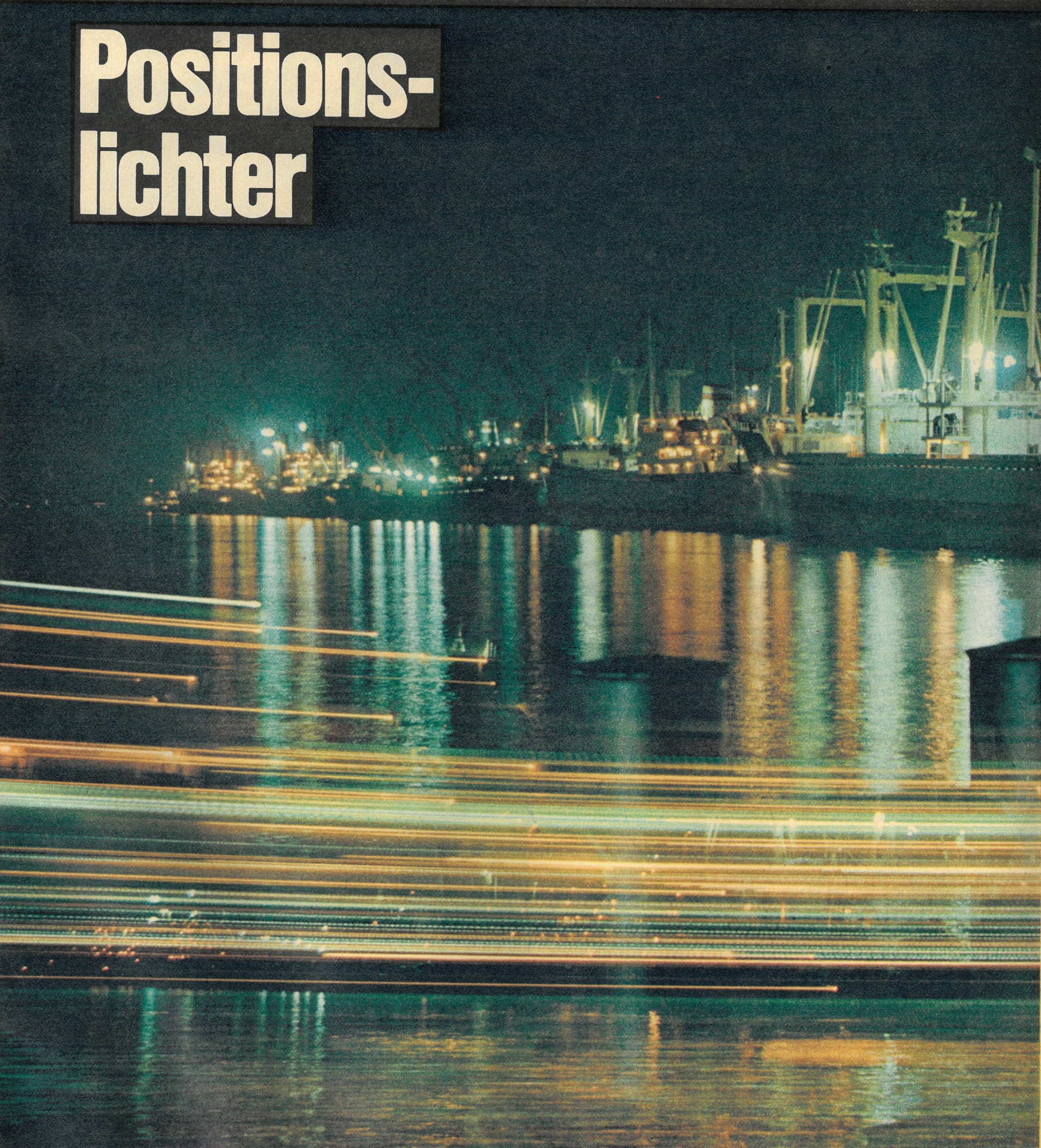
Jürgen Jessel (Text)
Juri Tschernyschew, Detlev Steinberg (Bild)

Positions-lichter

Nacht im Rostocker Überseehafen. Schiffe vieler Länder liegen am Kai. Sie strahlen Ruhe, ja Beschaulichkeit aus. Es ist, als würden sie nach langen Reisen ihren wohlverdienten Schlaf halten. Doch der Schein trügt. Die Lichtspuren lassen ahnen, der Hafen ist auch nachts hellwach.

Da drehen sich die Krane ebenso wie tags, fahren Gabelstapler an die Liegeplätze der Schiffe, werden Güterwagen be- und entladen. Rund um die Uhr rollen die Züge aus allen Teilen der Republik in den Hafen oder aus ihm heraus. Durchschnittlich 1800 Waggons aller Art müssen in 24 Stunden abgefertigt werden, um das Pensum von 57 000 Tonnen pro Arbeitstag zu schaffen. Das ist der Bedarf an Im- und Exportgütern, den unsere Außenhandelsbetriebe und die tschechoslowakischen und ungarischen Transitpartner über unsere Kais umschlagen.

Für uns – wir sind 6000 Hafenarbeiter – ist die Erfüllung dieser Planaufgaben, genauso wie für die Werktätigen der Hafenbahn, der Spedition, der Schiffsmaklerei, der Schiffsversorgung und der Warenkontrollbetriebe Gesetz. Dabei waren die Anforderungen noch nie so hoch wie in diesem Jahr. Erstmalig sind 20 Millionen Tonnen Flüssig-, Schütt- und Stückgüter zu bewältigen. Der lange und schwere Winter machte auch uns eine Menge zu schaffen, hinderte uns wochenlang, mit voller Kraft zu arbeiten. Dennoch haben wir gute Gründe, optimistisch diese hohe Zielstellung an-



zuvisieren. Wir sind ein erfahrenes Kollektiv, besitzen moderne Technik und großzügige neue Umschlagsanlagen, für die unser Staat in den letzten Jahren enorme Mittel bereitstellte.

Unser Hafen verfügt heute über 43 Liegeplätze für Schiffe bis zu 60 000 Tonnen Tragfähigkeit. In ihm können alle international üblichen Güter umgeschlagen werden. Kurz vor dem 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes jährt sich zum 25. Male der Tag der Inbetriebnahme des Rostocker Überseehafens. In dieser Zeit wurden 60 000 Schiffe aus fast 70 Ländern registriert, und 265 Millionen Tonnen Güter gingen über die Kaikanten. Jede dritte Tonne, die in diesem Vierteljahrhundert in Rostock gelöscht oder geladen wurde, kam aus Häfen der Sowjetunion oder war für sie bestimmt. Jedes vierte der 60 000 Schiffe trug die rote Fahne mit Hammer und Sichel am Heck.

25 Jahre lang haben wir im Rostocker Hafen Tag für Tag und Nacht für Nacht bei unserer Arbeit Kontinuität und Dynamik unserer Wirtschaft gespürt. Und wir haben unseren Anteil daran. Das macht uns stolz. Stärkt uns in unserer Position: Gute Arbeit verpflichtet. Deshalb wollen wir auch künftig ein zuverlässiger Partner unserer Volkswirtschaft bleiben.

Manfred Bonin
Stellvertretender Direktor für Produktion, VEB Seehafen Rostock

Foto: Lothar Willmann

● **Wörtlich**

Die Moratoriums-Initiative der UdSSR bietet eine Möglichkeit, die die USA-Regierung wahrnehmen sollte. Gorbatschow hat einen Schritt vorwärts unternommen, und wir sollten dasselbe tun.

Marguerite Beck-Rex, Sprecherin der USA-Bewegung für das Einfrieren der nuklearen Rüstungen

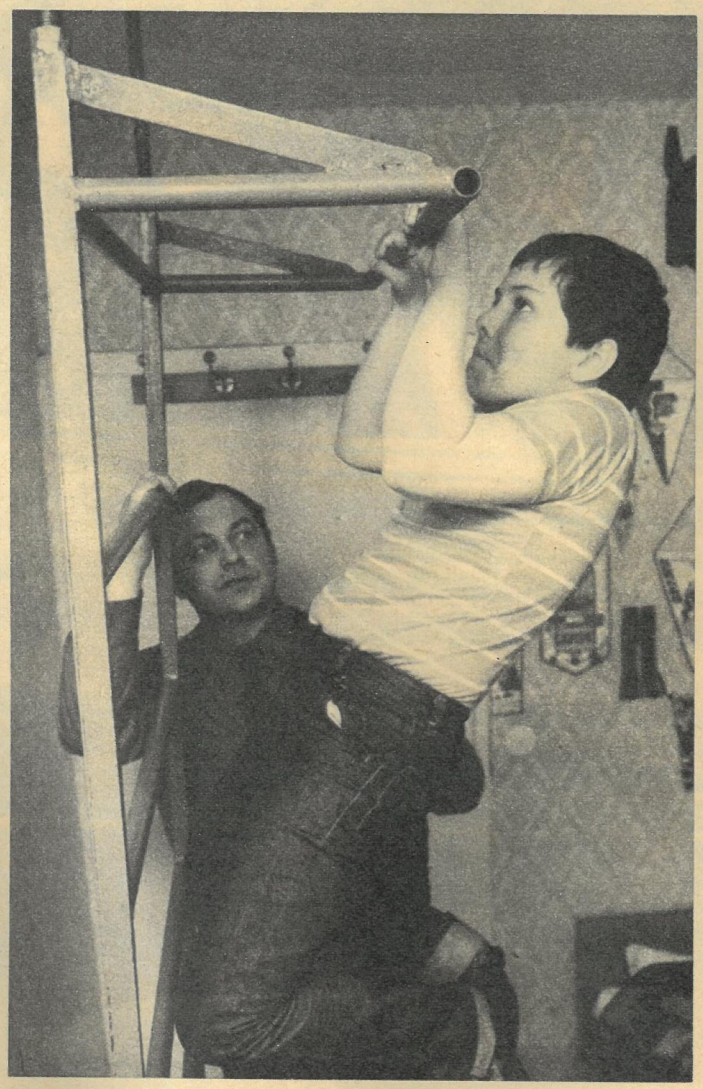
● **Kurz berichtet**

Mit dem Kunstpreis der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zeichnete ihr Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des

Politbüros des ZK der SED, den Präsidenten des Verbandes Bildender Künstler der DDR, Prof. Willi Sitte (Foto), und Prof. Bernhard Heisig aus. Während einer Begegnung der Präsidien wurde eine Vereinbarung über die Zusammenarbeit beider Organisationen unterzeichnet. Auch in Zukunft wollen sie das Ihre zur Festigung und Vertiefung der deutsch-sowjetischen Freundschaft tun. Die DSF-Ehrennadel in Gold erhielten Prof. Walter Womacka, Prof. Dr. Hermann Raum, Harald Kretzschmar, Dr. Horst Kolodziej, Waltraut Mai und Horst Schneider.

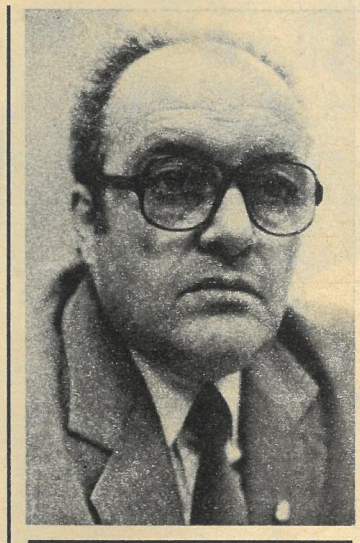
Diese Zeichnung von Richard Hambach ist nur eine von vielen, die bis Ende Mai im Zentralen Haus der DSF in der Ausstellung „Satire gegen Antikommunismus und Antisowjetismus" zu sehen sind. Sie wurde von Mitgliedern der Berliner Sektion Pressezeichner und Karikaturisten im Verband Bildender Künstler der DDR sowie dem DSF-Zentralvorstand gestaltet.

Sascha, das Patenkind



Aus „Vier Kilo Glück" wurden sechsunddreißig. Dies Gewicht verteilt sich auf einen Meter und vierundvierzig Zentimeter. Aber nicht, um diese Maßangaben einzuholen, hatten sich die Reporter aufgemacht. „Vier Kilo Glück" – so überschrieb FREIE WELT vor zehn Jahren ihren aktuellen Bericht über das erste Patenkind der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft: Alexander Gnilitzki, geboren in der DDR am 9. Mai 1975, am 30. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus. Aus dem Baby Sascha ist ein strammes, stattliches Kerlchen geworden. Vater Jewgeni Gnilitzki dient als Oberstleutnant bei der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, Mutter Swetlana ist Lehrerin an einer Schule für sowjetische Kinder in der DDR. Alle drei Gnilitzkis sind sehr stolz auf ein Abzeichen, das Alexander, Schüler der 3. Klasse, unlängst überreicht bekam. „Das war im Treptower Park", erzählt der Junge, „am sowjetischen Ehrenmal. Dort werden schon immer die Kinder aus meiner Schule als Leninpioniere aufgenommen. Jetzt auch ich. Danach waren wir noch in der Wuhlheide, haben den Pionierpalast ‚Ernst Thälmann' besucht. Das war ein schöner Tag!" Zusatzinformationen durch die Mutter: „Sascha bringt fast nur sehr gute Noten aus der Schule mit. Wegen seiner Leistungen durfte er schon ein Jahr früher Leninpionier werden." Bei einer lekkeren Kiewer Torte offenbarte Sascha, daß er auch am Essen Spaß findet. Damit er durchs Zulangen nicht zu sehr zulegt, stellte ihm der Papa eine selbstgebaute Sprossenwand zum Trainieren ins Kinderzimmer. Und dreimal in der Woche geht Sascha schwimmen. Die drei anderen Nachmittage sind der Musikschule vorbehalten. Da lernt er Gitarre. Mama: „Sein erstes Lied war ‚Im Grase zirpt die Grille'. Das hat er mit seinem großen Bruder Alexej eingeübt, der ist Suworow-Kursant in Moskau." Saschas derzeitiger Berufswunsch: „Ich werde Busfahrer in Kiew, auf der Linie 10. Die fährt direkt zu uns nach Hause." Den Papa begleitet er liebend gern zum Angeln. Im Februar zog er nicht wenige Rotfedern, Plötzen und Barsche aus dem Eisloch. In seinem Bücherschrank stehen die „Abenteuer des Barons Münchhausen" neben denen Tom Sawyers (Mark Twain), die Erzählungen Alexej Tolstois „Für Kinder" neben Nossows „Nimmerklug im Knirpsenland". Die Farben des Rubik-Würfels („Bitte ganz doll verdrehen, ja!") schnurpselt er so schnell zurecht, daß das Auge kaum zu folgen vermag. Ein richtiger Junge, der Sascha Gnilitzki. Viel Glück, Patenkind, zu Deinem Geburtstag, an dem alle friedliebenden Menschen der Welt viel Grund zum Feiern haben.

Klaus Hurrelmann (Text)
Detlef Christel (Fotos)



Order bis in die 90er Jahre

Auskünfte für FREIE WELT gab Eckard May, Stellvertreter des Ministers für Schwermaschinen- und Anlagenbau der DDR.

– Auf den Hellingen unserer Werften wächst eine neue Generation von Schiffen heran. Werden wiederum die meisten unter UdSSR-Flagge fahren?

– Ja, das war so von Anbeginn – und das wird so bleiben. Die Sowjetunion ist mit ihren Flotten, ihrer Schiffbauindustrie der Hauptpartner unseres Schiffbaus. Ungefähr dreiviertel aller Neubauschiffe sind regelmäßig für die UdSSR bestimmt. Jede neue Schiffsgeneration stellt dabei das Ergebnis gemeinsam gewonnener Erfahrung dar, überträgt sie auf die nächste…

– Unsere Schiffbauer errangen Spitzenpositionen. Womit halten sie die berühmte Nasenlänge vorn?

– Wer auf dem Weltschiffbaumarkt gegen internationale Konkurrenz bestehen will, muß Spitzenerzeugnisse anbieten, muß jederzeit marktgerecht produzieren. Schon in den nächsten Tagen steht auf der Stralsunder Volkswerft – um nur ein Beispiel zu nennen – der Stapellauf des ersten Fabriktrawlers „Atlantik 488" bevor. Er entstand – wie alle seine „Atlantik"-Vorgänger – im engen Zusammenwirken mit den sowjetischen Hochseefischern, wird das größte, zugleich hochproduktivste Fang- und Verarbeitungsschiff sein, das je am Strelasund zu Wasser kam. Die Volkswerft kann bei ihrem weltstandbestimmenden Fischereischiff erneut mit einer größeren Serie rechnen.

– Gibt es noch andere Flottenländer, die – angesichts eines eigenen, starken Schiffbaus – derart große, langfristige Ordern an ausländische Werften vergeben?

– Nein, wir kennen kein zweites Land, das – zumal noch im Rahmen zwischenstaatlicher Vereinbarungen – vergleichbar große Aufträge erteilen würde. Das soeben abgeschlossene Schiffbauabkommen hat einen Umfang von nahezu 3 Milliarden Rubel. Ich meine, daß allein schon dieses hohe Volumen vieles darüber aussagt, welche volkswirtschaftliche Bedeutung für beide Länder damit verbunden ist. Es gewährleistet unserem Schiffbau stabile Auslastung der Produktion, sichert ihm notwendigen Weitblick. Andererseits tragen unsere Schiffbauer dazu bei, wichtige Aufgaben beim Partner lösen zu helfen. So werden sie beispielsweise den UdSSR-Hochseefischern im kommenden Jahrfünft mehr als hundert Schiffe liefern…

– Schiffbauer lassen sich gewöhnlich nicht gern in die Karten schauen, die sie nächstens parat haben. Ist dennoch mal ein kurzer Blick möglich?

– Die Bauprogramme der Werften sind bis zu den 90er Jahren absolut klar. Dabei werden wir für die verschiedenen Flotten der UdSSR Universalfrachtschiffe, Fang- und Verarbeitungsschiffe, Kühl- und Transportschiffe, Eisenbahngüterfähren, Binnenfahrgast- und Container-Binnen-Küstenschiffe, Eimerketten-Schwimmbagger sowie Fischerei-Forschungsschiffe bauen. Zum bekannten LO/RO-Frachter der Warnowwerft mit 18 000 Tonnen Tragfähigkeit gesellt sich ein besonders variabler „kleinerer Bruder", der rund 10 000 Tonnen tragen und gleichfalls horizontal wie vertikal beladen und entladen werden kann. Die Stralsunder GTS-Serie wird ab September, vom 85. Schiff an als spezieller Gefriertrawler weitergeführt.

– Seit Jahr und Tag kooperieren beide Schiffbauindustrien eng miteinander. Was sieht das Abkommen zu diesem Aspekt vor?

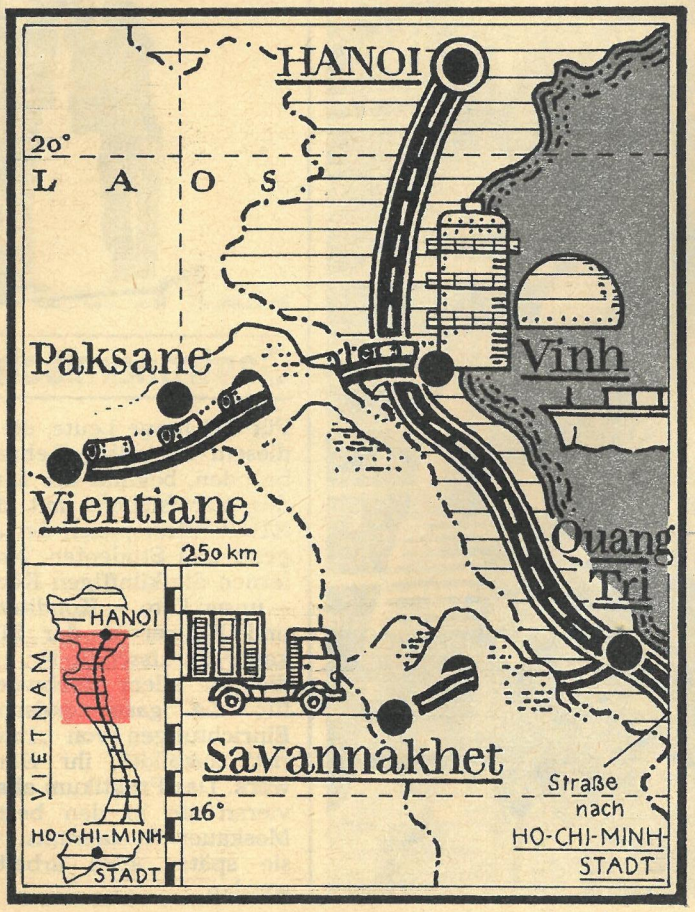
– Wie bereits bisher, spielt die gegenseitige Lieferung von komplettierenden Schiffsausrüstungen auch künftig eine bedeutende Rolle. Hervorzuheben ist, daß beide Seiten vereinbarten, die Reparaturleistungen bei Schiffen – jeweils für den Partner – erheblich zu verstärken. Außerdem wird der sowjetische Schiffbau in die DDR Schlepper, schwimmende Havariebekämpfungsmittel, Entsorgungsschiffe sowie Taucherschiffe liefern.

Interview: Helmuth Pelzer

Kampf-Pfade – Lebens-Trassen

In die Bergesstille brachen einst die Todesvögel des Feindes: Erde, Hochwälder und Felsen der Truong-Son-Kordillere erzitterten unter den Detonationen explodierender Spreng- und Napalmbomben. Da war – um nur ein Beispiel zu nennen – der Xeng-Phan-Paß. Allein über dieser, nur zwei Kilometer langen Bergenge klinkten die US-Bomberpiloten nahezu 22000 Bomben aus! Dennoch rollte unentwegt der Nachschub für die Kämpfer der Befreiungsfront – vom Norden zum Süden: hinweg über den legendären „Ho-Chi-Minh-Pfad", der zuletzt ein rund 15 000 Kilometer langes, verästeltes, verzweigtes Netz von verschlungenen Waldpfaden und gewundenen, sich dicht an die Berghänge schmiegenden Fahrwegen darstellte. Nach der Befreiung des Südens, im April vor zehn Jahren, war wieder Stille in die Berge eingekehrt – die Stille des Friedens. Indessen waren die provisorischen Gebirgswege der einstigen Nachschubtrasse, ehedem von Pionieren und Soldaten des Truong-Son-Armeekorps angelegt und zuverlässig gesichert, geblieben: zum Nutzen der Menschen in der Bergeinsamkeit des Truong-Son, des Langen Gebirges, das sich – überragt von Zweitausender- und Dreitausender-Gipfeln – von der Nghe-Tinh-Provinz (Norden) bis zur Dac-La-Region (Süden) erstreckt. Bauplätze, wie am Hoa-Binh-Wasserkraftwerk, beim Eisenbahnbau im Kohlerevier von Hon Gai/Cam Pha oder an der Nord-Süd-Fernbahnlinie „Thong-Nhat" („Einheit") Hanoi/Ho-Chi-Minh-Stadt, wurden zum neuen „Kampfplatz" der Truong-Son-Regimenter. Doch vor geraumer Weile kehrten mehrere tausend der Soldaten ins Lange Gebirge zurück. Ausgehend von der nördlichen Ostflanke des Truong-Son bahnen sie einer 1530 Kilometer langen Magistrale den Weg durchs Gebirge. Sie wird einerseits die überaus belastete Küstenstraße Nr. 1 künftighin entlasten und andererseits abgelegene – von den Geologen obendrein als höffig angesehene – Bergregionen erschließen helfen. In ihrem Verlauf zum heimatlichen Süden der SRV überquert sie neuentstehende beziehungsweise neuentstandene Allwetter-Trassen. Diese verbinden in ihrer Verlängerung mittlere Gebiete der DRV Laos mit der vietnamesischen Küste. Das ist zum einen die West-Ost-Verbindung Paksane–Vinh (mit dem Leichter-Flußhafen Ben Thuy), wo gleichfalls die 500 Kilometer-Erdölpipeline von Vinh (SRV) nach Vientiane (VDR Laos) entsteht, und zum anderen die Route Savanakhet–Quang Tri, mit Verlängerung nach Huê und dem Überseehafen Da Nang. Entlang den Pfaden des Kampfes: Magistrale des Lebens.

Helmuth Reich



„Mein Rußland" im Film

„Keine Angst vor meinem Rußland." So überschrieb FREIE WELT 1983 in Heft 20 ein Interview, das der englische Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller Peter Ustinov in London gegeben hatte. Unmittelbarer Anlaß dazu war das Erscheinen seines aufsehenerregenden Buches „Mein Rußland". Dieses Werk nun hat der Weltbekannte verfilmt. Gedreht wurde der sechsteilige Streifen fürs kanadische Fernsehen an Originalschauplätzen in der Sowjetunion. „Mein Film wie auch mein Buch sind in der Hauptsache für das

westliche Publikum bestimmt, das viel zu wenig über Rußland und seine Geschichte weiß", sagte der große Mime und fügte hinzu: „Mein Interesse an der Sowjetunion erklärt sich nicht so sehr durch meine Abstammung als vielmehr dadurch, daß ich im Dickicht falscher Ansichten über dieses Land lebe, die ich täglich in den Zeitungen lese und in Gesprächen höre. Da muß sich doch schließlich mal ein Mensch finden, der die Wahrheit sagt."

Im Buch wie im Film legt Ustinov das Schwergewicht auf die russische Geschichte, weil er überzeugt ist: „Ohne sie zu begreifen, ist es unmöglich, die Gegenwart zu verstehen." Also interviewte er historische Persönlichkeiten wie Iwan den Schrecklichen, führte Gespräche mit Schriftstellern der Vergangenheit und ihren Helden. Rollen, die allesamt mit bekannten sowjetischen Schauspielern besetzt wurden. Doch blieb darauf die Hilfe im Gastgeberland nicht beschränkt. So verwendete Ustinov in Jasnaja Poljana Erkenntnisse sowjetischer Historiker, die sie an der Wirkungsstätte Leo Tolstois aus dem Leben des großen Schriftstellers beisteuerten.

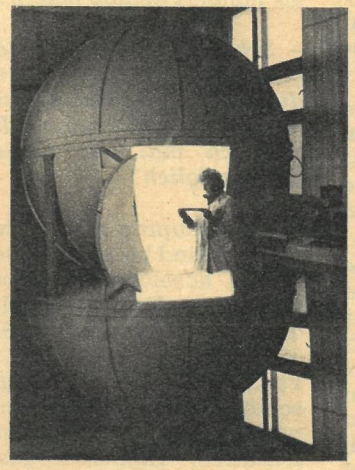
Bruno Bertelmann

Bauplatz Weichselufer

Gegenüber der Syrena, dem Warschauer Stadtsymbol, hat sich jetzt das Ufer der Weichsel in einen riesigen Bauplatz verwandelt. Wo schwere Armeetechnik meterhohe Sandberge aufschüttet, Großtransporter gewichtiges Stahl- und Betonmaterial heranschaffen und Baufahrzeuge sich bis zum Fluß vorarbeiten, da wird in knapp drei Monaten eine neue Brücke ihren Anfang nehmen. Bereits am 30. Juni werden die ersten Fahrzeuge an dieser Stelle vom westlichen zum östlichen Ufer und umgekehrt gelangen. Die Wintermonate wurden genutzt, um alle erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Jetzt, nachdem die Weichsel eisfrei ist, wurden die Bauarbeiten unverzüglich aufgenommen. Die neue 441 Meter lange Trasse ist für den Autoverkehr der polnischen Hauptstadt in den kommenden zwei Jahrzehnten vor allem deshalb von Bedeutung, weil während dieser Zeit die anderen Warschauer Brücken einer totalen Erneuerungskur unterzogen werden, da sie den Anforderungen nicht mehr gewachsen sind. Die neue Verbindung über die Weichsel besteht genaugenommen aus zwei selbständigen sechs Meter breiten Brücken, die parallel zueinander verlaufen und den Verkehr auf jeweils drei Fahrspuren leiten werden. Die Konstruktion ruht auf vierzehn doppelten Pfeilern und wird den Fluß in einer Höhe von fünf Metern überspannen. Bauherr des Objektes ist die polnische Volksarmee, die damit zum fünften Mal eine Weichselbrücke errichten wird. Die erste entstand in den Stunden der Befreiung am 16. und 17. Januar 1945, nachdem alle anderen Übergänge dem faschistischen Krieg zum Opfer gefallen waren. Die zweite folgte eine Woche später und war eine reine Holzkonstruktion. Die Brückenbauer in Uniform waren auch beim Bau oder Wiederaufbau der anderen Weichseltrassen dabei, dort aber zusammen mit Warschauer Bauleuten. Die Volksarmee hat in den vergangenen Jahrzehnten an zahlreichen Objekten der Volkswirtschaft und des Verkehrswesens mitgewirkt. So errichteten die Soldaten 1100 Kilometer Eisenbahnlinie und steuerten 820 Kilometer zum Straßennetz bei. *Peter Kirschey*

Magisch

Das ist eine Szene aus dem „Magischen Zirkus“, einer seit Jahren erfolgreichen Inszenierung der „Laterna Magica“. Die schöpferische Arbeit dieses Prager Experimentaltheaters fand 1958 erstmals im ČSSR-Pavillon der Brüsseler Weltausstellung internationale Beachtung. Seither gab das Ensemble mehr als 12 000 Vorstellungen, die bis heute 5,5 Millionen Besucher aus aller Welt begeisterten.



Optisch

Eine neue Lichtquelle wird in einer Fotomeßkugel zur Untersuchung vorbereitet. Das geschieht im Rigaer Elektrolampenwerk, das seine Gebrauchs- und Speziallampen auch in sozialistische Länder liefert. Für 1985 nahm sich das Kollektiv vor, die Arbeitsproduktivität um ein Prozent über den geplanten Zuwachs zu steigern sowie zwei Tage mit eingespartem Material zu arbeiten.

Akustisch

In der Volksdemokratischen Republik Laos wird gegenwärtig mit sowjetischer Unterstützung ein Mittelwellensender installiert. Er entsteht mit einer Leistung von 150 Kilowatt und einem 277 Meter hohen Sendemast nördlich der Hauptstadt Vientiane. Die neue Anlage soll nach ihrer Inbetriebnahme den Rundfunkempfang in dem gesamten fernöstlichen Land am Ostufer des Mekong erheblich verbessern.

Gastronomisch

Für 370 junge Leute, die in diesem Jahr ihre Lehrzeit beenden, beginnt der Ernst des Berufslebens mit den XII. Weltfestspielen der Jugend und Studenten. Noch lernen die künftigen Köche – unser Foto –, Konditoren und Kellner in der Moskauer Berufsschule Nr. 168, die vor allem Nachwuchs für die gastronomischen Einrichtungen von „Intourist“ ausbildet, ihr Handwerk. Das Praktikum absolvieren sie in den besten Moskauer Restaurants, wo sie später auch arbeiten werden.

Das böse Rotkäppchen

Robin Hood, der englische Rebell, nahm's von den Reichen und gab's den Armen. Eine unmögliche kommunistische Verhaltensweise, entschieden selbsternannte Zensoren in einigen US-Bundesstaaten und kassierten das Buch aus den Schulbibliotheken. Selbstredend ist für diese Saubermänner und -frauen, zumeist Mitglieder der reaktionären Vereinigung „Moralische Mehrheit", die Welt so eingerichtet, daß den Armen genommen und den Reichen gegeben wird. Ronald Reagans Ruf nach Moral und Sauberkeit war den bigotten Wächtern einen Kreuzzug gegen verdächtige Bücher wert. Der arglose „Tarzan" von Edgar R. Borrough mußte weichen, weil er „mit Jane in Sünde lebt"; Mark Twains „Huckleberry Finn" verschwand wegen „böser Ausdrücke" aus den Regalen. Das „Tagebuch der Anne Frank" ist „gefährlich" und „sexuell verletzend", weil ein Mädchen in seinem Versteck vor den Faschisten über die erwachenden weiblichen Gefühle nachdenkt. Bei ihren Attacken auf die Bibliotheken machten die Eiferer – wahrscheinlich erstmals – auch Bekanntschaft mit Namen, die Amerikas Ruf weit über die Ländergrenzen trugen: Sie griffen nach Theodore Dreisers „Amerikanischer Tragödie", nach Ernest Hemingways „In einem anderen Land", nach Harper Lees „Wer die Nachtigall stört", nach John Steinbecks „Früchte des Zorns". Über tausend Titel fielen ihrem Wahn zum Opfer. Als „unamerikanisch", „gotteslästerlich" und „schmutzig" gelten für sie all jene Autoren, die die bürgerliche Banalität mit all ihren rassistischen, militaristischen und kriminellen Auswüchsen brandmarken. Im Durchschnitt hat ein amerikanischer Halbwüchsiger von zarten Kindesbeinen an im Fernsehen einige Zehntausend Morde in allen erdenklichen Ausführungen miterlebt, doch „Rotkäppchen" gilt beispielsweise in der Stadt Durham im Bundesstaat North Carolina als zu gewalttätig. In der Tat verdient der Wolf Mitgefühl. Kann er bestraft werden, wenn er im besten Einvernehmen mit herrschenden Wolfsgesetzen, die kranke Großmutter – aus heutiger US-Sicht ein lästiger Sozialfall – frißt? Und ihre Enkelin, die durch ihr Käppchen politisch auffällt, verschwinden läßt?

Hans Bergmann

Schaschlyk auf der Weide

Zu den Attraktionen in der kasachischen Hauptstadt Alma-Ata gehört zweifelsohne auch der neue Basar, jener unverwechselbare orientalische Markt, auf dem an so manchem Stand ein unnachahmlicher Duft die Nasen neugieriger Touristen kitzelt. Es ist der köstliche Geruch von Gebratenem. Die meisten derer, die hier kosteten, schwören seither: Wenn Schaschlyk, dann nur aus purem Hammelfleisch! Sein Verbrauch ist in den mittelasiatischen Sowjetrepubliken besonders hoch. Und also spielt hier die Zucht der genügsamen Fleisch- sowie Fell- und Woll-Lieferanten seit langem eine dominierende Rolle. Sie wird sich in Zukunft noch erhöhen. Allein in Kasachstan, wo es über 35 Millionen Schafe gibt, werden mehr als vier Milliarden Rubel aus dem Staatsbudget bereitgestellt, um die Weideplätze zu verbessern, weitere Futtermittelbetriebe zu bauen und die Zuchtanlagen zu erweitern. Wovon die Schafe, die da sorglos und unbekümmert in der Mujunkum-Wüste weiden (Foto unten), natürlich nichts ahnen. Doch die Schäfer wissen Bescheid. Ihre Arbeits- und Lebensbedingungen haben sich in den letzten Jahren ständig verbessert. Zu entlegenen Weideplätzen, wo sie oft viele Monate lang leben, werden regelmäßig Konsumgüter und Medikamente gebracht, und Begegnungen von Arzt und Schäfer zum Zwecke medizinischer Kontrolle (Foto links: Dr. Iswassarow und der Hirt Usakbajew) gehören keineswegs mehr zu den Ausnahmeerscheinungen. Moderne Nachrichtentechnik (Foto darunter: der Funker Berkulow vom Staatsgut „Tattinski") macht's möglich, ständig stabile Verbindung zu den Hirten zu halten. Und Schafzuchthilfe kommt selbst aus dem All. Satellitenfotos erleichtern beispielsweise den Züchtern in der Karakum-Wüste die richtige Wahl der Weideplätze. Mittels solcher Bilder fertigen Meteorologen in jedem Jahr spezielle Landkarten an, die Auskunft über ertragreiche Flächen geben. Auch in der Schafzucht wird mehr und mehr industrialisiert. In den nächsten Jahren entstehen in der Sowjetunion Hunderte vollmechanisierte Zuchtanlagen. Und mit moderner Technik können selbst in kleineren Betrieben 30 000 bis 40 000 Tiere gehalten werden. Schon jetzt liegt das Jahresaufkommen an Schafwolle bei 470 000 bis 480 000 Tonnen. Insgesamt werden 80 Schafrassen gezüchtet, von denen mehr als 20 Feinwolle liefern, wertvoller Rohstoff für die Textil- und Trikotagenindustrie. Ein Mann, der es wissen muß – Viktor Kozarew, Leiter der Abteilung Schafzucht des Ministeriums für Landwirtschaft der UdSSR – steuert eine höchst aufschlußreiche Zahl bei: „1985 wird es in unserem Land 150 Millionen Schafe geben!" Wieviel Schaschlyk ließe sich daraus wohl machen?

Horst Goldschmidt

● Erfahrenes

Man muß die Wahrheit immer suchen und aussprechen, damit der Mensch stets Gelegenheit hat, selbständig über sich, sein Verhalten, seine Verantwortung nachzudenken.

Tschingis Aitmatow, Schriftsteller

● Am Rande

Ein Leningrader Konstruktionsbüro entwickelte ein ungewöhnliches Transportsystem. So sollen durch eine Erdöl-Pipeline in dichtverschlossenen Kleinst-Containern verschiedene Güter, wie Baustoffe, Chemikalien usw. befördert werden. Im Strom des Erdöls legen die Behälter in 24 Stunden etwa 100km zurück. Eine Rohrpost, bei der's wie geölt geht.

● Splitter

Kaum noch Platz finden in der Wohnung des Rentners Imre Fellegi aus dem ungarischen Bodajk die von ihm gesammelten 3500 kleinen Flaschen. Sie enthalten erlesenste geistige Getränke, vom Cognac bis zum feinsten Likör.

Zu seiner Ehre
sei's geschrieben:
Bisher sind alle
voll geblieben.

Ein ungewöhnliches Velo-Mobil baut zur Zeit der Moskauer Nikolai Saratow. Sein Fahrzeug soll allein durch die Muskelkraft der Arme, Beine und des Rumpfes fortbewegt werden und eine Stundengeschwindigkeit von 60 bis 80km erreichen.

Wenn Arme man
und Beine schwenkt,
fragt sich, womit
man bremst und lenkt.

Der hundertvierjährige Jugoslawe Pero Soc hat dieser Tage zum sechsten Mal den Bund fürs Leben geschlossen. Der Heiratslustige führte die bisher unverheiratete sechzigjährige Mitra Perovic zum Traualtar.

„Was will", fragt
sich der Freundesring,
„der Alte mit
dem ‚jungen Ding'?"

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: CAF/Rozmysłowicz, ČTK/Vlček, TASS/Lisinzyn, Sotin, Budnewitsch, Koschkinzew, ADN-ZB; Vignette: Schüler; Zeichnung: Larisch

Die 17 vom

Sie fielen als Partisanen, sie sprangen über feindlichem Hinterland ab, sie operierten mit Lautsprecher und Flugblatt in vorderster Linie, sie halfen vom ersten Tag an – etwa als Bürgermeister und Landräte im befreiten Gebiet – eine neue demokratische Ordnung aufzubauen. Sie sind, soweit es die Gesundheit erlaubt, noch heute aktiv wie vor vierzig Jahren: deutsche Antifaschisten, die an der Seite der Sowjetunion kämpften. Siebzehn wohnten oder wohnen allein im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg. Wir blätterten in ihren Biographien. Und wir begleiteten einen von ihnen, gemeinsam mit seinem Kampfgefährten, auf eine Reise in jene Vergangenheit.

Werner Prochnow, Arbeiter, geboren 1910 in Berlin-Prenzlauer Berg. Als Kommunist und Funktionär der KPD in Deutschland, der Tschechoslowakei und in der Schweiz tätig. Spanienkämpfer. Nach Internierung in Frankreich und Nordafrika 1943 mit Hilfe sowjetischer Behörden Einreise in die UdSSR. Auf seine Bitte Ausbildung für den Einsatz im Hinterland des Feindes. An mehreren Kampfunternehmen beteiligt. Gefallen als Partisan an der Seite seiner sowjetischen Genossen im Januar 1945 in Polen.

Käthe Niederkirchner, geboren 1909 im Prenzlauer Berg, gelernte Schneiderin, KPD-Mitglied seit 1930, aktiv vor allem in der Arbeitersportbewegung. Verfolgungen und Verhöre wegen „staatsfeindlicher Betätigung". Emigration in die UdSSR. Mitarbeiterin der Komintern. Agitation unter deutschen Kriegsgefangenen zur Vorbereitung der Bewegung „Freies Deutschland". 1943 Fallschirmabsprung über faschistisch besetztem Territorium mit der Aufgabe, Verbindung zwischen in Deutschland operierenden Widerstandsgruppen herzustellen. Ermordet 1944 im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück.

Roman Krauskopf, geboren 1923 in Polen, wohnt im Prenzlauer Berg. Siebzehnjährig aus dem von den Faschisten in Łodz errichteten jüdischen Ghetto in die UdSSR geflohen. Arbeit in einem Schwermaschinenbetrieb in Dnepropetrowsk. Meldung zur Roten Armee, Teilnahme an der Stalingrader Schlacht. Von Anfang 1944 bis zur Befreiung ganz Polens Kampf in der neuformierten 1. Polnischen Volksarmee. 1961 Übersiedlung in die DDR.

Hans-Günther van Hooven, Verkehrskaufmann, geboren 1896 in einer preußischen Beamten- und Offiziersfamilie, wohnte bis zu seinem Tode 1964 im Prenzlauer Berg. Oberst, zuletzt Nachrichtenführer der in Stalingrad eingekesselten 6. Armee. Mitbegründer und einer der Vizepräsidenten des 1943 entstandenen antifaschistischen „Bundes deutscher Offiziere" (BdO), der sich dem Nationalkomitee „Freies Deutschland" anschloß. 1944 vom faschistischen Reichsgericht in Abwesenheit zum Tode verurteilt. 1944/45 als Bevollmächtigter des BdO Einsatz an der baltischen Front und im Kurlandkessel.

Gottfried Hamacher, geboren 1916, kaufmännischer Angestellter, wohnt im Prenzlauer Berg. Teilnahme am Überfall auf die Sowjetunion als Bordfunker eines Sturzkampfbombers. Im Juli 1941 abgeschossen und in Gefangenschaft geraten. 1943 Lehrgang an der zentralen Antifa-Schule in Taliza, danach Frontbeauftragter des Nationalkomitees „Freies Deutschland" in der 65. Armee. An der Seite der sowjetischen Soldaten bis zur vollständigen Befreiung Mecklenburg-Vorpommerns, Lehrer an einer Frontschule.

Herbert Kahlert, Diplomkaufmann, geboren 1909, wohnt im Prenzlauer Berg. Begibt sich im August 1943 aus freien Stücken in sowjetische Gefangenschaft, wird Mitglied eines antifaschistischen Lageraktivs, propagiert die Ziele des NKFD, besucht Antifa-Lehrgänge. Springt Anfang April 1945 mit zwei polnischen Genossen bei Neuruppin mit dem Fallschirm ab, bricht sich bei der Landung das Bein, vermag durch eine geschickte Legende seine standrechtliche Erschießung hinauszuzögern, bis die sowjetischen Befreier eintreffen.

Hans Schwarz, Arbeiter, geboren 1909, aufgewachsen im Prenzlauer Berg. Mit achtzehn Jahren Mitglied der KPD. Tätigkeit im Roten Frontkämpferbund (RFB). Als Interbrigadist nach Spanien, Kampf an der Aragon-Front und bei Teruel. Während des zweiten Weltkrieges Widerstandskampf in der Slowakei. September 1944 als Partisan gefallen.

Werner Baier, Werkzeugmacher, geboren 1925 in der Tschechoslowakei, wohnt im Prenzlauer Berg. Widerstandstätigkeit im Auftrag der KPTsch. 1943 in eine „Bewährungseinheit" der Wehrmacht gezwungen, 1944 wegen „Wehrkraftzersetzung" verhaftet, als Strafsoldat zum Minenräumen kommandiert, dabei zur sowjetischen Seite übergegangen. Eintritt in das in der Sowjetunion aufgestellte 1. Tschechoslowakische Armeekorps, Teilnahme am Kampf um den Duklapaß und an vielen anderen Kämpfen bis zur völligen Befreiung der Tschechoslowakei. 1946 nach Berlin.

Prenzlauer Berg

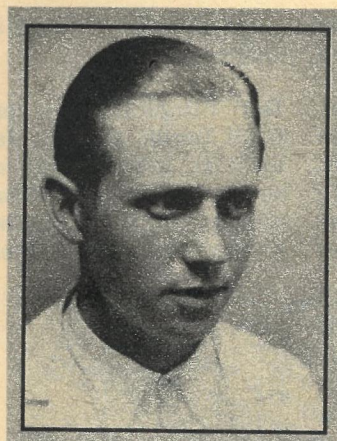
Ein Beitrag von Fritz Jahn (Text) und Detlef Christel (Bild)

Ilse Münz, geboren 1915, Cutterin, später Krankenschwester, wohnt im Prenzlauer Berg. Tätigkeit im Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD). Emigration nach Paris, Zürich, London. 1935 Einreise in die UdSSR. Arbeit als Cutterin in einem Moskauer wissenschaftlichen Forschungsinstitut der Kino-Foto-Industrie. Während des Krieges Schwester im medizinischen Dienst einer Baueinheit, die zwischen Kasan und Uljanowsk eine strategisch wichtige Eisenbahnlinie anzulegen hatte.

Lena Fischer, geboren 1906, Kontoristin, Bankangestellte, wohnt im Prenzlauer Berg. 1927 Mitglied des KJVD, 1930 der KPD. Nach 1933 illegale Arbeit unter der Jugend, 1935 von der Gestapo verhaftet, 1936 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. 1937 über Gefangenenaustausch in die UdSSR. Funktionärin in der Kommunistischen Jugendinternationale. 1941 bis 1945 Redakteur und Sprecherin der Jugend- und Frauensendungen von Radio Moskau für die Bevölkerung in Deutschland.

Johanna Biewald, geboren 1902, Arbeiterin, wohnt im Prenzlauer Berg. Mitglied der KPD 1924. Journalistische Tätigkeit an verschiedenen kommunistischen Zeitungen. 1932 mit ihrem Mann, ebenfalls Parteijournalist, wegen Verfolgungen durch Klassenjustiz in die UdSSR. In Rostow am Don als Redakteur und Bibliothekar tätig. Während des Krieges im Auftrage der KPD-Führung in mehreren Lagern zur antifaschistischen Aufklärung unter kriegsgefangenen Soldaten und Offizieren eingesetzt.

Günter Klein, geboren 1922, wohnte im Prenzlauer Berg bis kurz vor seinem Tode im Jahre 1982. Nach dem Abitur 1940 freiwillig zum Kriegsdienst in der Luftwaffe. Ende 1941 bei Leningrad abgeschossen und gefangengenommen. Im Lager mit Hilfe deutscher Kommunisten Wandlung zum überzeugten Antifaschisten. Nach Vorbereitungslehrgängen in Taliza und Krasnogorsk Agitation mit Flugblättern, Megaphon und Rundfunksendungen im Bereich der 1. Baltischen Front. Einsätze auch hinter den deutschen Linien, um unnötiges Blutvergießen zu verhindern. Tätigkeit an einer Frontschule.



Heinz Szal, kaufmännischer Angestellter, geboren 1914, wohnt im Prenzlauer Berg. Im August 1941 in sowjetische Gefangenschaft geraten. Mitwirkung bei der Gründung eines antifaschistischen Lageraktivs, Besuch der Antifa-Schule, im Herbst 1943 als Frontbeauftragter des NKFD zur 2. Baltischen Front. Schulältester an einer Frontschule. Als Mitglied einer Gruppe der Bewegung „Freies Deutschland" Überschreiten der Frontlinie, mehrere Monate lang Arbeit unter den Truppen der Heeresgruppe Nord mit dem Ziel, möglichst viele Soldaten und Offiziere zur Aufgabe des sinnlosen Kampfes zu bewegen.

Hermann Güntert, geboren 1917, wohnte bis zu seinem Tode im Jahre 1984 im Prenzlauer Berg. Abitur, Einberufung zur Wehrmacht, in Stalingrad als Leutnant gefangengenommen. Nach einem Prozeß des Umlernens Anschluß an die Bewegung „Freies Deutschland". Delegierung zur zentralen Antifa-Schule. Meldung als Freiwilliger zu einem Unternehmen im faschistischen Hinterland. Im Frühjahr 1945 Fallschirmabsprung östlich von Berlin. Nach Rückkehr zur sowjetischen Truppe NKFD-Beauftragter bis zum Kriegsende.

Hans Mangel, Buchbinder, geboren 1912, wohnt im Prenzlauer Berg. 1931 Mitglied des KJVD, nach 1933 antifaschistische Arbeit unter der Tarnung eines Wandervereins. Wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" zu eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, später zur Wehrmacht einberufen, an der Front bei erster Gelegenheit zur Roten Armee übergegangen. Arbeit im antifaschistischen Lageraktiv. Nach Besuch entsprechender Lehrgänge Lehrer an Antifa-Schulen, die Kader für das künftige Deutschland ausbildeten.

Helmut Klein, Maler, geboren 1914, wohnt im Prenzlauer Berg. 1942 einberufen, 1943 freiwillig in Gefangenschaft gegangen. Mitglied der Lagergruppe des NKFD, Besuch von Antifa-Schulen, Entscheidung für den Einsatz an der Front. Arbeit in einer Felddruckerei der 3. Baltischen Front, deren Flugblätter sich an die Soldaten der faschistischen Wehrmacht wandten, Überbringung von Aufklärungsmaterial ins faschistische Hinterland, Arbeit im Auftrag des Nationalkomitees in Kriegsgefangenenlagern.

Rudolf Hannemann, kaufmännischer Angestellter, geboren 1922, wohnt im Prenzlauer Berg. Bis 1943 in einem Rüstungsbetrieb beschäftigt, kurz nach der Einberufung an die Front von sich aus in sowjetische Gefangenschaft gegangen. An Ort und Stelle per Grabenlautsprecher Aufklärungsarbeit unter seinen ehemaligen Kameraden. Antifa-Lehrgang, wegen Malaria-Erkrankung weitere Fronttätigkeit nicht möglich, verantwortlich für die Entwicklung des kulturellen Lebens in Gefangenenlagern.

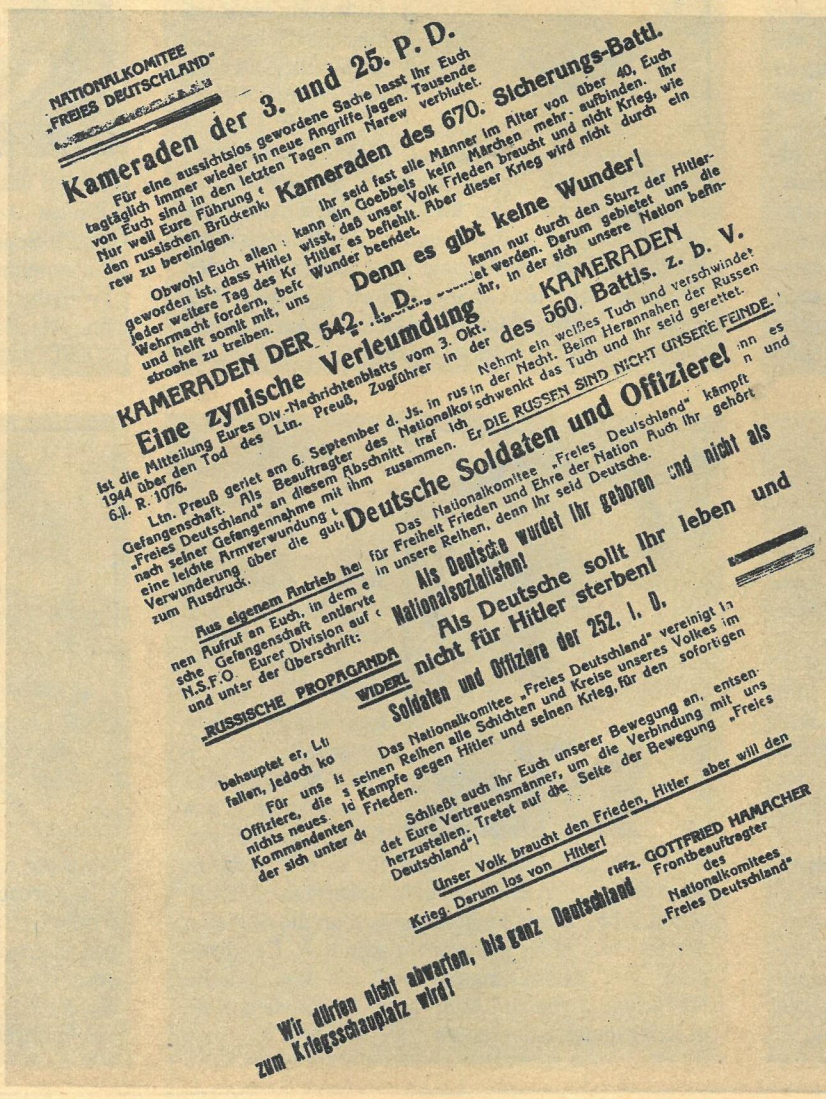
Die 17 vom Prenzlauer Berg

Genau so hat er das gesagt: „Die Zeit vor vierzig Jahren gehört zu den erhabensten und ereignisreichsten Tagen meines Lebens." Achtundsechzig ist er jetzt, der Gottfried Hamacher. Seine Freunde nennen ihn Fritz. Das ist geblieben von damals. Die Deutschen hießen in der Sowjetarmee die Fritzen. Meist wurde ein Wort davorgesetzt. Die verdammten, die verfluchten Fritzen oder ein anderes Adjektiv, das den Haß auf die faschistischen Eroberer, Zerstörer und Töter noch tiefer auszudrücken vermochte. Gottfried Hamacher legt Wert auf die Feststellung, daß er zu den Deutschen gehörte, die von den sowjetischen Soldaten „nasch Frietz" – „unser Fritz" – genannt wurden.

★

Von Berlin-Prenzlauer Berg fahren wir nach Anklam. Mit im Auto ein aus Erfurt angereister Freund Hamachers, der Genosse Heribert Hövelmans, den sie da oben an der Peene auch schon sehnlich erwarten – als Zeitzeugen der Geschichte ihrer Stadt.

Kurz vor Anklam steht auf einem Feldflugplatz eine Staffel gelbroter Agrarflugzeuge der INTERFLUG bereit, durchgesehen und aufpoliert für die Frühjahrsbestellung. Ich schaue den einstigen Stuka-Mann Hamacher von der Seite an. Ob er auch daran denkt? Wie er sich als Flaksoldat freiwillig zum fliegenden Personal meldete, stolzgeschwellt die Brust, weil er sich nun zur Elite der Nation gehörig fühlte, Sturzkampfbomber, das war doch was! Eine Frauen-Flakbatterie holte ihn am achtzehnten Kriegstag überm Dnestr vom Himmel. Bauern mit altmodischen Flinten liefen auf den am Fallschirm gelandeten Bordfunker und seinen Piloten zu. Laut Wehrmachtsreglement hätten sie sich jetzt mit der Pistole in den Kopf schießen müssen, denn „die Russen machen keine Gefangenen". Ein kleines Mädchen baute sich vor ihnen auf, nahm all ihre Deutschbrocken zusammen: „Haben Sie einen Wunsch?" In ihrer Verblüffung antworteten die Flieger, daß sie Durst hätten. Aus dem Dorf wurde ein Krug Milch geholt. Das Erstaunliche nahm kein Ende. „Warum habt ihr uns überfallen? Wo ist Ernst Thälmann? Was machen die deutschen Kommunisten?" Sowjetische Eisenbahner fragten es immer wieder beim langen Transport ins Kriegsgefangenenlager. Gottfried Hamacher wußte keine Antwort. Im Lager bekam er Bücher in die Hand von Schriftstellern, deren Namen er noch nie gehört hatte: Thomas und Heinrich Mann, Friedrich Wolf, Willi Bredel, Johannes R. Becher, Erich Weinert. Deutsche Kommunisten hielten Vorträge, diskutierten mit den Soldaten ... Zwei Jahre lernen und umdenken, die für Gottfried Hamacher schwerer wogen als Kindheit und Jugend zusammen. Er meldete sich als Antifaschist an die Front, wurde Ende November 1943 in Moskau von Erich Weinert verpflichtet. Bei Paritschi an der Beresina schallte seine Stimme zum erstenmal übers Gefechtsfeld hinüber in die deutschen Schützengräben. 554 Tage kämpfte er als Frontbeauftragter des Nationalkomitees „Freies Deutschland" (NKFD) in General Batows Armee.



NATIONALKOMITEE „FREIES DEUTSCHLAND"

Kameraden der 3. und 25. P. D.

Für eine aussichtslos gewordene Sache lasst Ihr Euch tagtäglich immer wieder in neue Angriffe jagen. Tausende von Euch sind in den letzten Tagen am Narew verblutet. Nur weil Eure Führung t

Kameraden des 670. Sicherungs-Battl.

den russischen Brückenk rew zu bereinigen.

Ihr seid fast alle Männer im Alter von über 40. Euch Obwohl Euch allen kann ein Goebbels kein Märchen mehr aufbinden. Ihr geworden ist, dass Hitler wisst, daß unser Volk Frieden braucht und nicht Krieg, wie jeder weitere Tag des Kr Hitler es befiehlt. Aber dieser Krieg wird nicht durch ein Wehrmacht fordern, befe Wunder beendet. und heift somit mit, uns stroahe zu treiben.

Denn es gibt keine Wunder!

KAMERADEN DER 542. I. D.

Eine zynische Verleumdung kann nur durch den Sturz der Hitler- ihr, in der sich unsere Nation befin- et werden. Darum gebietet uns die

des 560. Battls. z. b. V. KAMERADEN

Ist die Mitteilung Eures Div.-Nachrichtenblatts vom 3. Okt. 1944 über den Tod des Ltn. Preuß, Zugführer in der 6./I. R. 1076.

Ltn. Preuß geriet am 6. September d. Js. in rus in der Nacht. Beim Herannahen der Russen Gefangenschaft. Als Beauftragter des Nationalkoschwenkt das Tuch und ihr seid gerettet. „Freies Deutschland" an diesem Abschnitt traf ich Nehmt ein weißes Tuch und verschwindet nach seiner Gefangennahme mit ihm zusammen. Er DIE RUSSEN SIND NICHT UNSERE FEINDE. eine leichte Armverwundung t Verwunderung über die gut

Deutsche Soldaten und Offiziere! nn es n und zum Ausdruck.

Aus eigenem Antrieb hei Das Nationalkomitee „Freies Deutschland" kämpft nen Aufruf an Euch, in dem e für Freiheit, Frieden und Ehre der Nation. Auch ihr gehört sche Gefangenschaft entlarvte in unsere Reihen, denn ihr seid Deutsche. N.S.F.O. Eurer Division auf (und unter der Überschrift:

RUSSISCHE PROPAGANDA **WIDER!** **Nationalsozialisten!** **Als Deutsche wurdet ihr geboren und nicht als**

nicht für Hitler sterben! **Als Deutsche sollt Ihr leben und**

behauptet er, Ltl Das Nationalkomitee „Freies Deutschland" vereinigt in fallen, jedoch ko seinen Reihen alle Schichten und Kreise unseres Volkes im Für uns is Kampfe gegen Hitler und seinen Krieg, für den sofortigen Offiziere, die s Frieden. nichts neues. Ic Kommendenten Schließt auch ihr Euch unserer Bewegung an, entsen- der sich unter de det Eure Vertrauensmänner, um die Verbindung mit uns herzustellen. Tretet auf die Seite der Bewegung „Freies Deutschland"!

Soldaten und Offiziere der 252. I. D.

Unser Volk braucht den Frieden, Hitler aber will den Krieg. Derum los von Hitler!

gez. GOTTFRIED HAMACHER Frontbeauftragter des Nationalkomitees „Freies Deutschland"

Wir dürfen nicht abwarten, bis ganz Deutschland zum Kriegsschauplatz wird!

Heute in Anklam: Bürgermeister Berlin (Mitte) mit seinem Amtsvorgänger von vor vierzig Jahren Heribert Hövelmans (links) und Gottfried Hamacher. Unten: Flugblätter an die Soldaten und Offiziere der faschistischen Wehrmacht, im Auftrag des Nationalkomitees „Freies Deutschland" verfaßt von Unteroffizier Gottfried Hamacher. Rechts: Pioniernachmittag im Traditionskabinett des Kreiskomitees der antifaschistischen Widerstandskämpfer Prenzlauer Berg.

Der Bürgermeister von Anklam heißt Berlin, zwanzig Jahre schon im Amt, geboren und aufgewachsen in dieser Stadt. Elf Jahre war er alt, als die neue Zeit begann. Zu seinen stärksten Kindheitseindrükken gehören die Gehängten, die abgeschnitten werden mußten. Auf Dachböden, in Schuppen, draußen im Wald, ganze Familien manchmal. Menschen zumeist, denen die Goebbelspropaganda den Kopf so wirr gemacht hatte, daß sie den einzigen Ausweg darin sahen, ihn in die Schlinge zu stecken, als die „asiatischen Horden und bolschewistischen Untermenschen" vor den Toren der mecklenburgisch-vorpommerschen Städte standen.

Hamacher und Genossen hatten um diese Stunde gerade einen kurzen Lehrgang beendet. Während die Divisionen und Armeen, denen sie als Beauftragte des Nationalkomitees „Freies Deutschland" zugeteilt waren, das letzte Stück Kriegsarbeit bewältigten, waren sie von der Politverwaltung der 2. Belorussischen Front in den angrenzenden rückwärtigen Raum abkommandiert worden. Ihre Aufgabe bis zu diesem Zeitpunkt: Die in der Hitlerwehrmacht kämpfenden Landsleute zur Aufgabe ihres sinnlosen Kampfes zu bewegen, Leben zu retten, nicht zuletzt bei mutigen Vorstößen zu Eingekesselten oder zu den Truppen hinter der

Front. Nun, während die Kanonen in der Ferne noch donnerten, erhielten sie Unterricht im Fach Frieden. Sowjetische Offiziere kramten in ihren zivilen Erinnerungen und teilten den deutschen Antifaschisten mit, was sie von kommunalen Dingen wußten. Die Siedlung, in der die ersten Nachkriegsbürgermeister und Landräte Mecklenburgs auf der Schulbank saßen – meine beiden Begleiter erinnern sich schmunzelnd daran – trug den schönen Namen „Glaube-Liebe-Hoffnung".

★

Es sei ein Frühling gewesen 1945 – warm und schön wie nie zuvor, versichern die Genossen Hamacher und Hövelmans einstimmig. Man darf ja auch nicht vergessen, daß zum Atmosphärischen dieses unbeschreibliche Gefühl beitrug, daß nun endlich Frieden war oder so gut wie Frieden. Im kampflos übergebenen Greifswald zumindest war ihnen, als ob sie träumten. Intakte Häuserzeilen, Läden mit Auslagen, normal gekleidete Menschen, so etwas hatten sie schon lange nicht mehr gesehen. Und danach Anklam! Ruinen über Ruinen, und was noch nicht zertrümmert war, brannte. Am 29. April abends, als Anklam schon in sowjetischer Hand war, hatten faschistische Bomber noch einmal ihre Last über der Bevölkerung abgeladen.

War es der Anblick der noch in letzter Stunde zugrundegegangenen Stadt, war es die Tatsache, daß den Deutschen jetzt, nachdem die Waffen schwiegen, größere Verantwortung übertragen werden mußte – Major Belajew von der Politischen Verwaltung des Frontstabes delegierte weiter, was sonst seines Amtes war: „Genosse Hamacher, setzen Sie den Genossen Hövelmans als Bürgermeister ein..." – So geschah es, vor genau vierzig Jahren, auf dem Platz, auf dem wir stehen. Gottfried Hamacher erinnert sich. Aus dem Häuflein der Mitarbeitswilligen trat einer hervor und sagte, er sei vor 1933 hier Bürgermeister gewesen, bis ihn die Nazis abgelöst hätten, und er hätte auf diese Stunde gewartet, und wenn er nicht wieder Bürgermeister werde, nähme er sich das Leben. Das derzeitige Stadtoberhaupt weiß Beruhigendes mitzuteilen. Er hat noch lange mitgemacht, der alte Herr, Stadtkämmerer ist er geworden und geachtet gestorben, als seine Zeit heran war.

Gegen den Faschismus hatte die Antihitlerkoalition gekämpft, zugleich hatten sich in vielen Ländern Kräfte verschiedenster Herkunft, politischer Standorte und weltanschaulicher Überzeugungen zusammengefunden, die dasselbe Hauptziel verfolgten – die Vernichtung der braunen Pest. Eine solche Gemeinsamkeit des Handelns, eine solche Breite ganzer Volksbewegungen hatte es vorher nicht gegeben. In dieser Front kämpften von Anfang an deutsche Antifaschisten und schrieben mit ihrer Entschlossenheit und Unbeugsamkeit ein unvergessenes, ehrenvolles Kapitel der Geschichte des Widerstandes, unter ihnen die deutschen Kommunisten, ob in der Illegalität, in Zuchthäusern und Konzentrationslagern, den Interbrigaden oder im Exil.

Erich Honecker
(„Neues Deutschland" vom 23./24. März 1985)

Im Rathaus und beim Rat des Kreises – Genosse Hövelmans war auch erster Landrat in Anklam – sitzen Damalige und Heutige einträchtig bei Tisch. Episoden werden zum Besten gegeben. Die vom neueingesetzten Bürgermeister einer Nachbarstadt zum Beispiel, der auf der Stelle einen Kommunalfachmann nach dem anderen entließ, wenn er die Frage nach Mitgliedschaft in der Nazipartei mit Ja beantwortet hatte. Der sowjetische Kommandant saß still in einer Ecke und hörte zu. Als der letzte gegangen war, fragte er freundlich: „Und mit wem, Genosse B., wollen Sie jetzt die Stadt regieren?" Ein längeres Gespräch schloß sich an, über Naziaktivisten, Mitläufer und Irregeleitete, über Wachsamkeit und Bündnisnotwendigkeit. Danach begann das Kadergespräch von vorn.

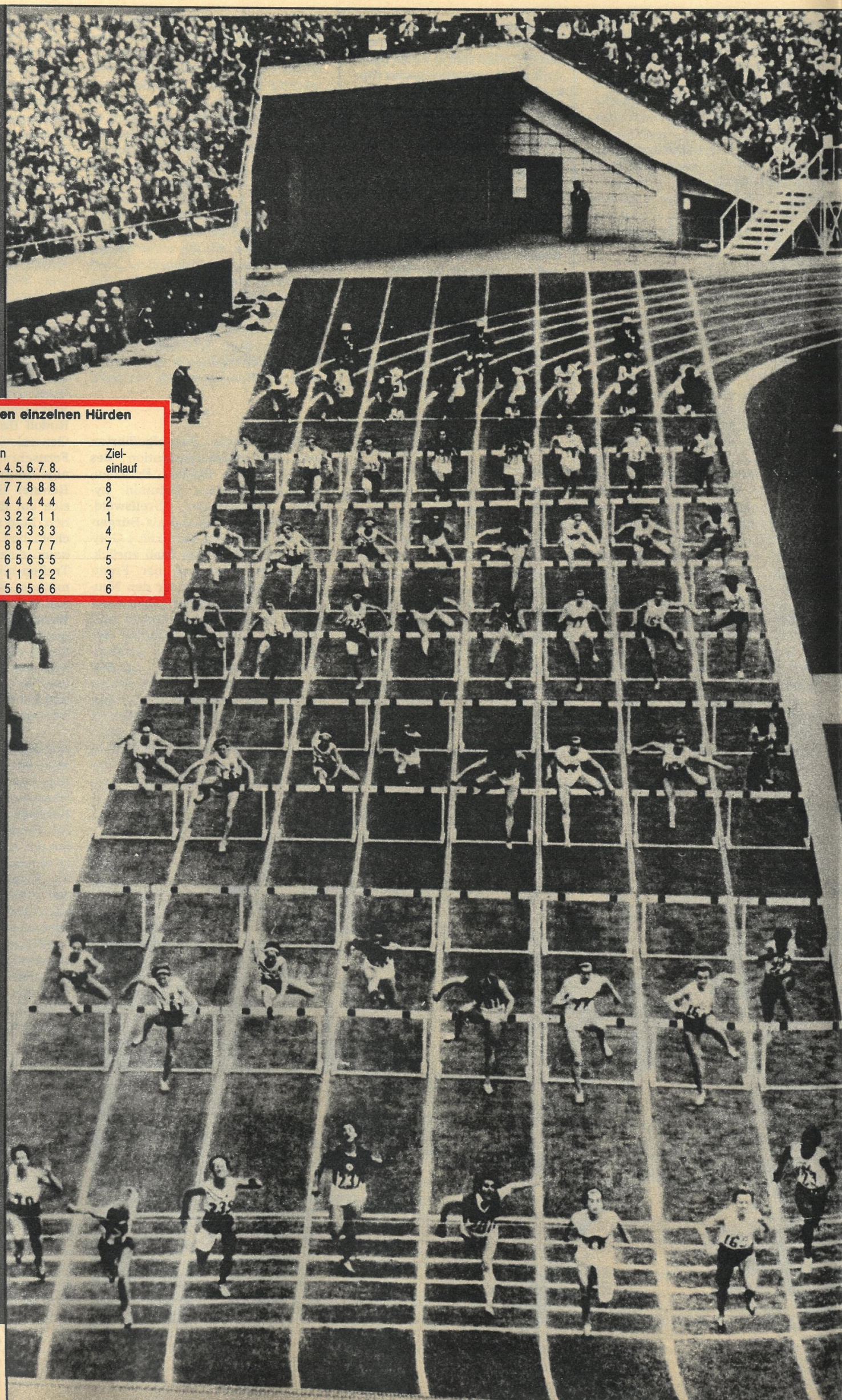
★

Nachdem seine Kampfgefährten von der Frontorganisation des NKFD in den Städten Prenzlau, Torgelow, Anklam, Demmin, Lychen, Altentreptow, Greifswald, Rostock und Stralsund als Bürgermeister eingesetzt sind, kehrt Gottfried Hamacher zum Stab zurück. Bildet als Lehrer an der Frontschule weitere Kader für den Neubeginn in dem von der 2. Belorussischen Front befreiten Gebiet aus. Wird im Juni 1945 Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands, Zeitungsreporter, Landesparteischulleiter der KPD, Mitbegründer der Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion in Mecklenburg, später stellvertretender Generalsekretär der DSF in Berlin, hilft das Reisebüro der DDR aufbauen, leitet dessen neugegründete Vertretungen in der Sowjetunion und in Bulgarien.

Man findet sie an den verschiedensten Abschnitten des Aufbaus der antifaschistisch-demokratischen Ordnung in der sowjetischen Besatzungszone und dann des sozialistischen Staates DDR, die ehemaligen Widerstandskämpfer. Die vom Prenzlauer Berg bilden da keine Ausnahme. Johanna Biewald arbeitete im Bundesvorstand des FDGB und im Tribüne-Verlag. Hans-Günther van Hooven ging zum Ministerium für Verkehrswesen, verantwortlich für den Aufbau des Reise- und Fremdenverkehrs mit dem Ausland. Günter Klein wurde Chefredakteur der DEFA-Wochenschau, schließlich stellvertretender Kulturminister. Hermann Güntert leitete unter anderem das Zentralhaus der Jungen Pioniere. Werner Baier wurde Oberst der Nationalen Volksarmee und Hochschullehrer. Rudolf Hannemann macht sich als Generalsekretär des Film- und Fernsehrates verdient, um nur einige Beispiele zu nennen. Auch als Rentner denken sie nicht daran, sich auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Man sehe sich nur den Hamacherschen Terminkalender an, kaum eine Tagesrubrik bleibt leer. Treffen mit Soldaten, Pioniernachmittage, Reden und Artikel, internationale Kontakte pflegen... Wenn dieser Beitrag erscheint, packt Gottfried Hamacher den Koffer für eine Reise in die UdSSR. Er wird eine Veteranendelegation leiten: Sie verleben den Siegestag mit und bei ihren sowjetischen Kampfgenossen.

★

Auf dem Rückweg von Anklam machen wir in Neubrandenburg Station. Das Bezirkskomitee der Historikergesellschaft der DDR und der Bezirksvorstand der Gesellschaft für Heimatgeschichte des Kulturbundes haben aus aktuellem Anlaß zu einem Kolloquium geladen. Was die Referenten über den Verlauf der militärischen Ereignisse zwischen Haff und Müritz, über die sowjetische Hilfe bei der Schaffung antifaschistisch-demokratischer Staatsorgane in Mecklenburg/Vorpommern von Mai bis August 1945, über das Wirken der sowjetischen Militärkommandantur und des Standortgenerals in Neubrandenburg zusammengetragen haben, ist informativ und zu einem beträchtlichen Teil neu, sorgfältig recherchiert und dokumentiert von Heimatforschern, die zu den nunmehr siebzig Prozent der heutigen DDR-Bevölkerung zählen, die den 8. Mai 1945 aufgrund ihres Alters nicht bewußt erlebt haben. Da sind die Kolloquiumsreden der Genossen Hamacher und Hövelmans eine wertvolle Bereicherung, erlebte, mitgestaltete Geschichte, vorgetragen, als sei alles erst gestern gewesen. Mit Bescheidenheit und mit Würde nehmen die beiden Älteren entgegen, was ihnen zusteht: Beifall und Blumen...



Olympisches 80-m-Hürdenfinale 1964 in Tokio. Am Start von rechts (Innenbahn) nach links (Außenbahn): Rosie Bonds (USA), Teresa Ciepla (Polen/Europameisterin '62), Karin Balzer (DDR/10,5-s-Weltrekordlerin), Irina Press (UdSSR/Olympiasiegerin '60, 10,5-s-Weltrekordlerin), Draga Stamejcic (Jugoslawien/10,5-s-Weltrekordlerin), Ikuko Yoda (Japan), Pamela Kilborn (Australien), Maria Piatkowska (Polen).

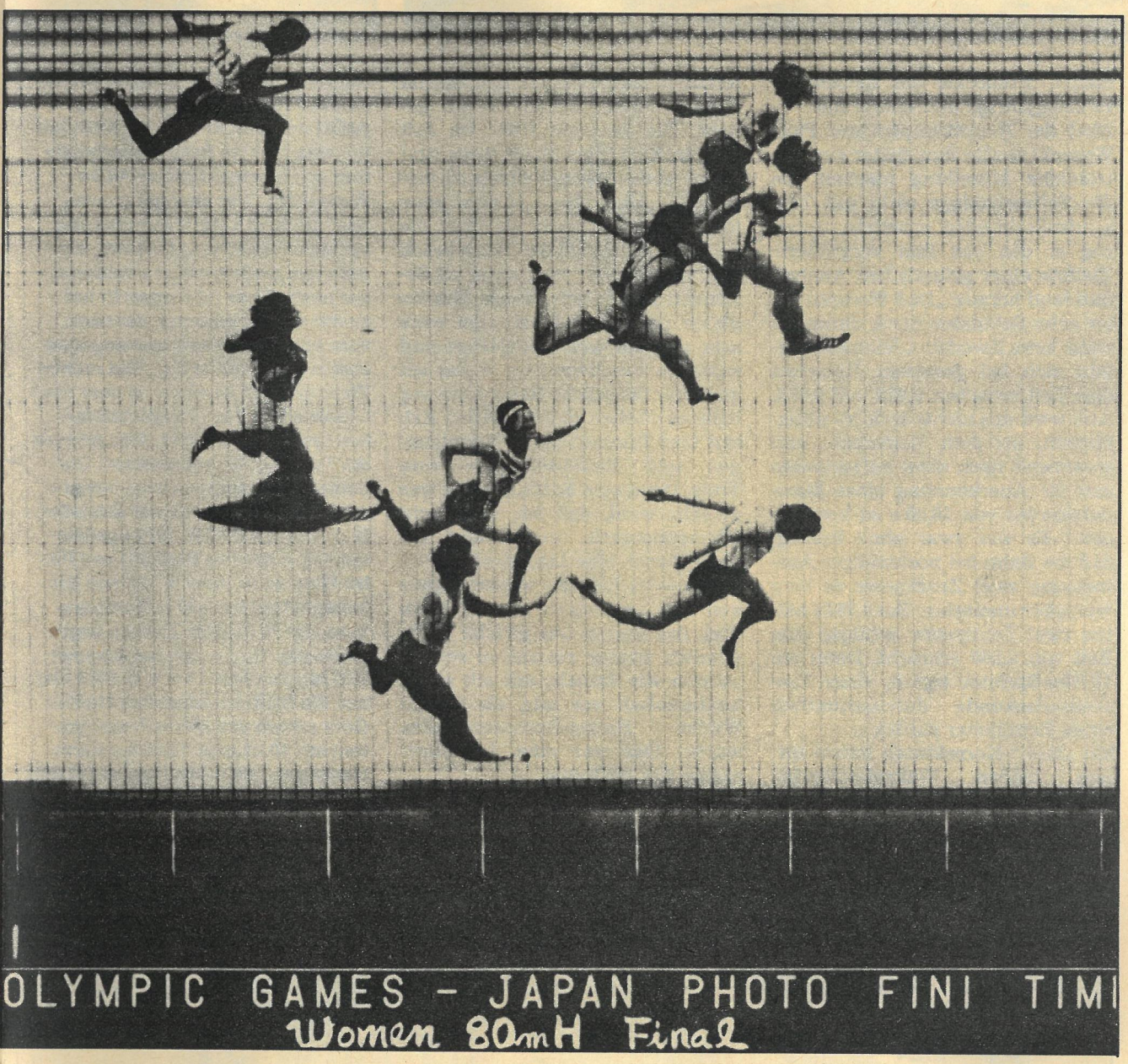
Die Reihenfolge an den einzelnen Hürden (Bild rechts)

Bahn	Name	Hürden 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.	Ziel-einlauf
1	Bonds	4 4 7 7 7 8 8 8	8
2	Ciepla	5 5 6 4 4 4 4 4	2
3	Balzer	7 7 5 3 2 2 1 1	1
4	Press	3 3 2 2 3 3 3 3	4
5	Stamejcic	8 8 8 8 8 7 7 7	7
6	Yoda	1 2 3 6 5 6 5 5	5
7	Kilborn	2 1 1 1 1 1 2 2	3
8	Piatkowska	6 6 4 5 6 5 6 6	6

Die Zeitnahme: 1. Balzer 10,5; 2. Ciepla 10,5; 3. Kilborn 10,5; 4. Press 10,6; 5. Yoda 10,7; 6. Piatkowska 10,7; 7. Stamejcic 10,8; 8. Bonds 10,8 s. Die drei Medaillengewinnerinnen sind also zeitgleich. Das Zielfoto (ganz rechts) entscheidet somit über die Plazierungen und dabei eindeutig für den Sieg Karin Balzers und den zweiten Platz Teresa Cieplas, weil Pamela Kilborn nur mit dem Kopf eher im Ziel ist als die Polin mit dem Oberkörper. Die drei stellen den Weltrekord ein, werden aber mit 2,23m/s von einem unzulässigen Rückenwind unterstützt (Limit: 2,00m/s). Die Vielseitigkeit der Hürdensprinterinnen bewies übrigens deren Teilnahme am Fünfkampf: Press Goldmedaillengewinnerin mit Weltrekord, Galina Bystrowa (UdSSR/im 80-m-Hürden-Semifinale gescheitert) Dritte, Stamejcic Fünfte!

Der winzige Unterschied

Wie genau messen die elektronische Zeitnahme und das Zielfoto?

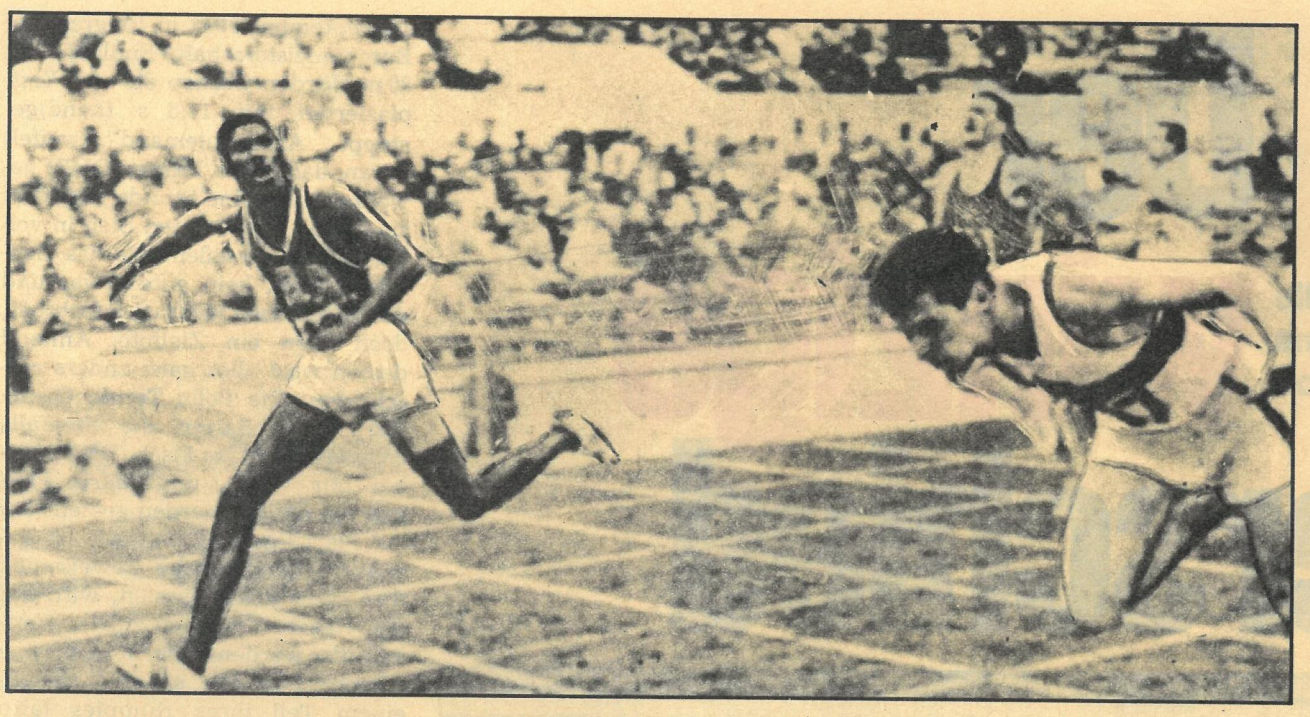


Die Zeiten, da mehr als zwei Dutzend Zeitnehmer und Platzrichter in Höhe der Ziellinie auf einer Gangway saßen, um mit der Stoppuhr in der Hand Sieger und Plazierte einer leichtathletischen Laufkonkurrenz zu ermitteln und jedem seine erbrachte Leistung zuzuordnen, sind passé. Fast schon vergessen ist auch jene Übergangsperiode, als handgestoppte und elektronisch ermittelte Rekorde getrennt geführt wurden. Obwohl wirtschaftlich, technisch und organisatorisch aufwendig, hat die elektronische Zeitnahme, das mit Tausendstelsekunden arbeitende Zielfoto, das alleinige Regiment angetreten. Manuell gestoppte Zeiten sind wertlos, sie werden statistisch nicht mehr erfaßt, gelegentlich zieren sie die Bestenlisten als Fußnoten. Nur die Leistung, bei der zwei Zahlen hinter dem Komma stehen, ist noch gefragt.

16. September 1962 in Belgrad: Im Europameisterschafts-Endlauf über 80 m Hürden werden die vier Erstplazierten mit 10,6 s (hand)gestoppt. Aber niemand zweifelt daran, daß Karin Balzer (DDR) gewonnen hat. Eine Stunde lang darf sie ihren unerwarteten Sieg in vollen Zügen genießen. Bis das Zielfoto kommt, kein gutes zwar und deswegen auch nicht unanfechtbar, doch eben ein Zielfoto. Anhand dessen wird alles ganz anders entschieden: Die Polin Teresa Ciepla war v o r Balzer, die ebenfalls zeitgleichen Erika Fisch (BRD), bisher nur Vierte, und Maria Piatkowska (Polen) werden gemeinsam auf Platz 3 gesetzt. Obwohl das unsaubere fotografische Beweisstück dies nicht exakt aussagt, wird auf die Regel verwiesen: „Die Wettkämpfer werden in der Reihenfolge gewertet, in der sie mit irgendeinem Teil ihres Rumpfes (also nicht mit dem Kopf, den Armen, Beinen, Händen oder Füßen) die vorstehend beschriebene Ziellinie erreichen." Der Goldmedaille verlustig gegangen, könne sie dennoch nicht sagen, plötzlich über alle Maßen traurig gewesen zu sein, erinnert sich Karin Balzer. „Es war auch so mein bis dahin schönster Erfolg, und der Teresa hab ich den Sieg ohnehin nicht geneidet."

19. Oktober 1964 in Tokio: Im Olympiafinale laufen drei Hürdensprinterinnen (handgestoppte) 10,5 s. Aber die ewige Fragerei wie zwei Jahre zuvor, wer denn nun wirklich gewonnen hat, wer wohl Zweite und wer Dritte wurde, gibt's nicht mehr. „Trotz des äußerst knappen Einlaufs hinterließ das im Vergleich zu Belgrad technisch bessere Zielfoto keinerlei Zweifel an meinem Sieg", stellt Karin Balzer noch heute beruhigt fest. „Es weist unwiderlegbar meinen Vorsprung gegenüber Ciepla aus, deren zweiter Platz ebenfalls nicht in Frage steht, weil die Australierin Pamela Kilborn zuerst mit dem Kopf ‚da' ist. Heute, da mittels Elektronik nach Tausendstelsekunden unterschieden werden kann, würde ein Zielfoto wie das von Tokio die Zeitgleichheit von uns dreien nicht mehr zulassen."

Der Italiener Pietro Mennea, mit 19,72 s nach wie vor Weltrekordler über 200 m, hat sowohl mit der manuellen Stoppung wie auch der elektronischen Zeitmessung dramatische Erfahrungen gemacht. Bei einem 100-m-Rennen im Juni 1972 in Mailand lief er erstmals in seinem Leben 10,0 s und wurde Mitinhaber des „Stoppuhr"-Europarekordes. „Ich könnte euch alle küssen", rief er zu den Rängen hinauf. Doch es blieb ihm nur der zweite Platz. Das Zielfoto war unmißverständlich: Mit ihm zeitgleich, lag der spätere Olympiasieger Valeri Borsow (UdSSR) klar vor ihm. Wer, wie damals geschehen, die 100 m in handgestoppten 10,0 s zurücklegte, lief im Schnitt pro Zentelsekunde einen Meter. Theore-



Bildreihe oben: Olympischer 400-m-Endlauf 1960 in Rom. Otis Davis (USA) und Carl Kaufmann (BRD) laufen, das steht in Sekundenschnelle fest, mit handgestoppten 44,9s Weltrekord. Wer aber hat gewonnen? Nicht die Motorkamera (eine optische Täuschung liefernd), sondern das Zielfoto weist unwiderlegbar nach: Davis ist Sieger! Er hat zuerst den Oberkörper, der nach vorn stürzende Kaufmann dagegen zuerst den Kopf im Ziel. Bild rechts: Zielfoto eines Rennens, in dem zwei Läufer sogar nach Hundertstelsekunden zeitgleich sind. Also müssen die Tausendstel entscheiden. Die beiden senkrechten Linien beweisen: Der Läufer unten war schneller. Bild unten: Am 16.6. 1972 egalisieren Valeri Borsow (UdSSR) und Pietro Mennea (Italien) in Mailand den handgestoppten 100-m-Europarekord von 10,0s. Das Zielfoto sagt's eindeutig: Gewonnen hat Borsow! Bild rechts unten: Am 8. 6. 1983 bleiben die DDR-Sprinterinnen Marlies Göhr (oben) und Marita Koch (unten) mit 10,81 bzw. 10,83 s unterm bisherigen 100-m-Weltrekord (10,88).

Der winzige Unterschied

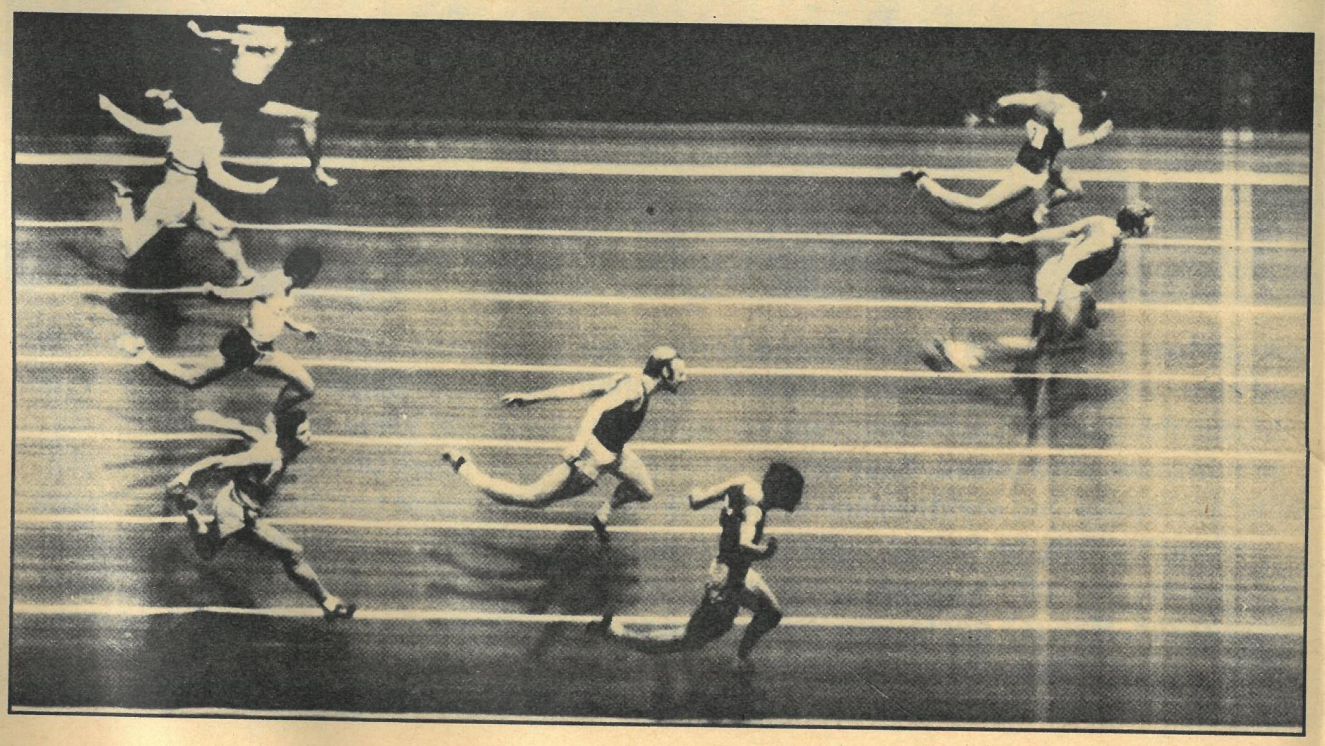
tisch hätte sich also der Nächstplazierte, obwohl langsamer, gut einen Dreiviertelmeter Rückstand leisten können, um bei der Stoppung mit Zehntelsekunden auf die Zeit des Siegers zu kommen. So etwas ist jetzt nicht mehr möglich.

Beim Weltcup 1977 in Düsseldorf erreichten Mennea und Glancy Edwards (USA) elektronisch gemessen bis auf die Hundertstel genau die gleiche 200-m-Zeit – 20,17 s. Doch der Italiener siegte nicht: Das Zielfoto verpaßte ihm zwei Tausendstelsekunden Rückstand. Zwei Jahre später, im 100-m-Lauf beim Europacup in Turin, hatte er mehr Glück. Seine Angewohnheit, den Arm hochzureißen und mit ausgestrecktem Zeigefinger den Sieg zu verkünden, praktizierte er schon auf dem Zielstrich. Seinen Landsleuten zuliebe drehte er sogar noch eine Ehrenrunde. Dabei war niemand im Stadion von Menneas Sieg so grenzenlos überzeugt wie er selbst. Am Ende klopfte dem unverbesserlichen Optimisten in Form des „Gegenschusses" einer zusätzlich im Innenraum installierten Zielkamera die Dame Fortuna auf die Schulter und schenkte ihm eine Hundertstelsekunde Vorsprung. Das Hauptgerät am Rande der Außenbahn hatte nämlich keine endgültige Auskunft darüber geben können, ob Mennea gewann oder der Pole Marian Woronin.

Apropos Woronin. Bei ihm hing der Himmel voller Geigen. Beim vorjährigen Janus-Kusocinski-Memorial im Warschauer „Skra"-Stadion war er mit elektronisch gestoppten 9,99s als erster europäischer 100-m-Sprinter unter zehn Sekunden geblieben. Die Zuschauer standen auf den Bänken und brachen in Dauerjubel aus. „Keine zweistellige Zahl mehr vorm Komma, was will ich mehr?" frohlockte der Siebenundzwanzigjährige und feierte mit.

Aber der Hauptkampfrichter Piotr Wysocki mußte ihm später eine betrübliche Mitteilung machen. Da die Zeitmeßanlage nicht mit Tausendstelsekunden arbeitete, unterzog er das von ihm vergrößerte Zielfoto einer gründlichen Analyse und fand heraus: „Daß Woronin unter zehn Sekunden blieb, daran besteht kein Zweifel. Gleichwohl ergibt sich bei genauem Hinsehen eine Zeit zwischen 9,992 und 9,995. Also wird uns nichts anderes übrigbleiben, als dem Reglement entsprechend nach oben aufzurunden und die Anerkennung eines Europarekordes von 10,00 s zu beantragen." Es war zwar ohne Belang, daß die Bahn bei nochmaliger Ausmessung zwei Zentimeter zu lang war, aber immerhin: Bei 9,992s hätten zwei Zentimeter weniger eine Zeit von 9,990 erbracht. Denn ein 10,00-s-Sprinter legt in einer Tausendstelsekunde durchschnittlich einen Zentimeter zurück...

Mit „Mini"-Korrekturen haben unsere beiden Weltrekordsprinterinnen Marlies Göhr und Marita Koch ebenfalls schon zu tun gehabt. Die Jenaerin hatte im Juli 1982 in Karl-Marx-Stadt ihren fünf Jahre alten 100-m-Weltrekord eingestellt. „Über diese 10,88 s freue ich mich noch mehr als über die von damals, als ich den Bann brach und als erste der Welt unter elf Sekunden blieb", schwärmte Marlies gleich nach dem Lauf. „Ich weiß sehr gut, auf welch vielfältige und zuweilen beschwerliche Weise ich mir diese neuerliche Rekordleistung habe erarbeiten müssen: Allen Krisen und Rückschlägen, Verletzungen und Enttäuschungen zum Trotz. Denn eine Enttäuschung war es sehr wohl, daß ich 1980 nicht Olympiasiegerin wurde und danach durch eine langwierige Verletzungsgeschichte wieder ganz von vorn anfangen mußte. Mein Ziel, das immer das gleiche blieb, nämlich wieder einmal so schnell zu sein wie damals, sah ich schon konturenhaft vor mir, als ich im Winter Hallen-Europameisterin wurde. Das war eine Art Startrampe der Hoffnung..."



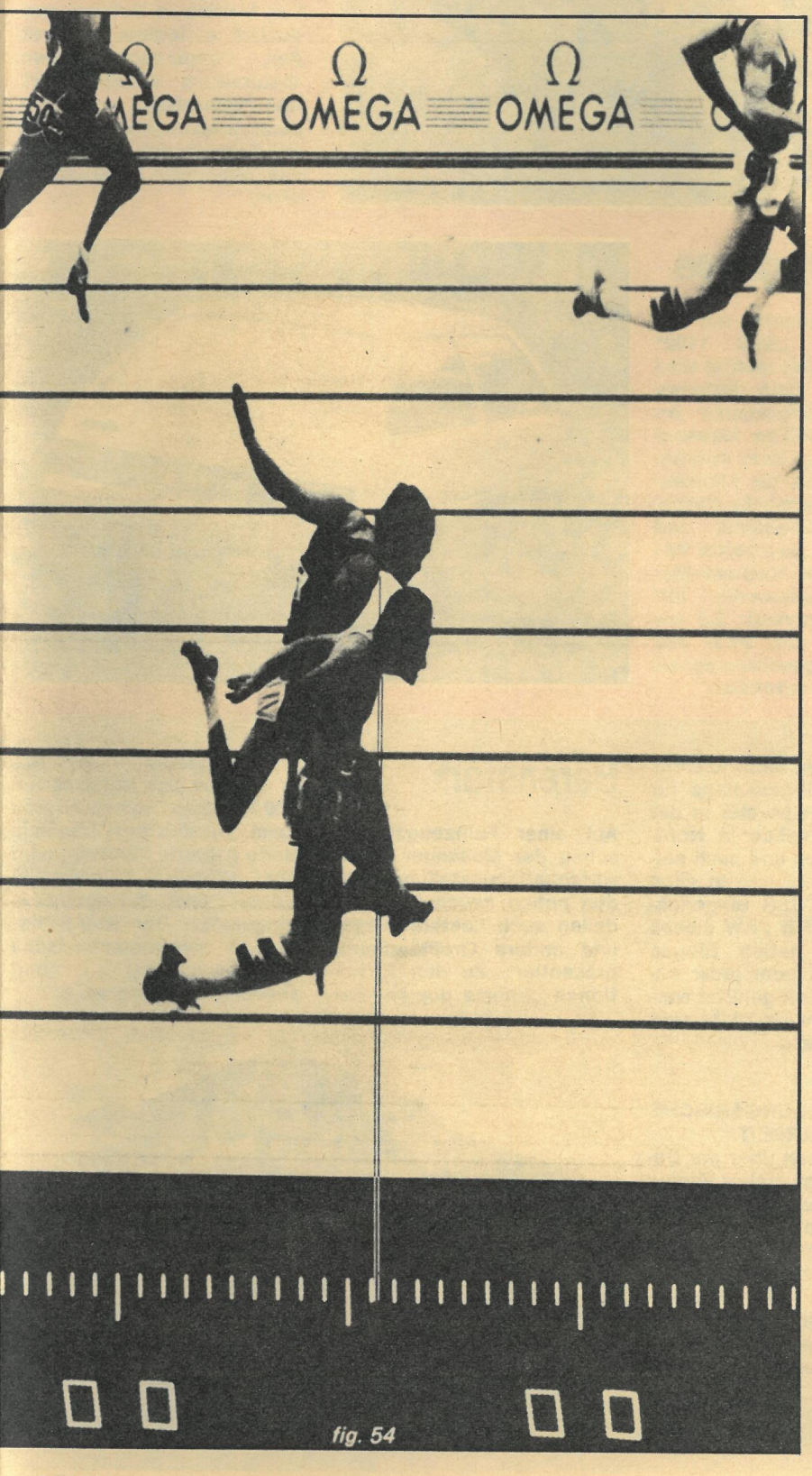


fig. 54

Noch immer zu bedauern, daß sich im nachhinein herausstellte: Aus Marlies' Karl-Marx-Städter Weltrekord wurde doch nichts. Das unbestechliche Zielfoto knöpfte ihr noch eine Hundertstelsekunde ab – also 10,89 s. Gleiches widerfuhr Marita Koch voriges Jahr in Potsdam. Nur hatte sie auf die Kunde, sie habe mit 21,71 s ihren 200-m-Weltrekord eingestellt, nicht so lange warten müssen. Unsere Zeitmeßtechniker waren schnell und korrekt: Sie entdeckten, daß Marita um eine Tausendstelsekunde die 21,70-s-Markierung verfehlt hatte. Was blieb anderes übrig, als auf die nächste Hundertstel aufzurunden?

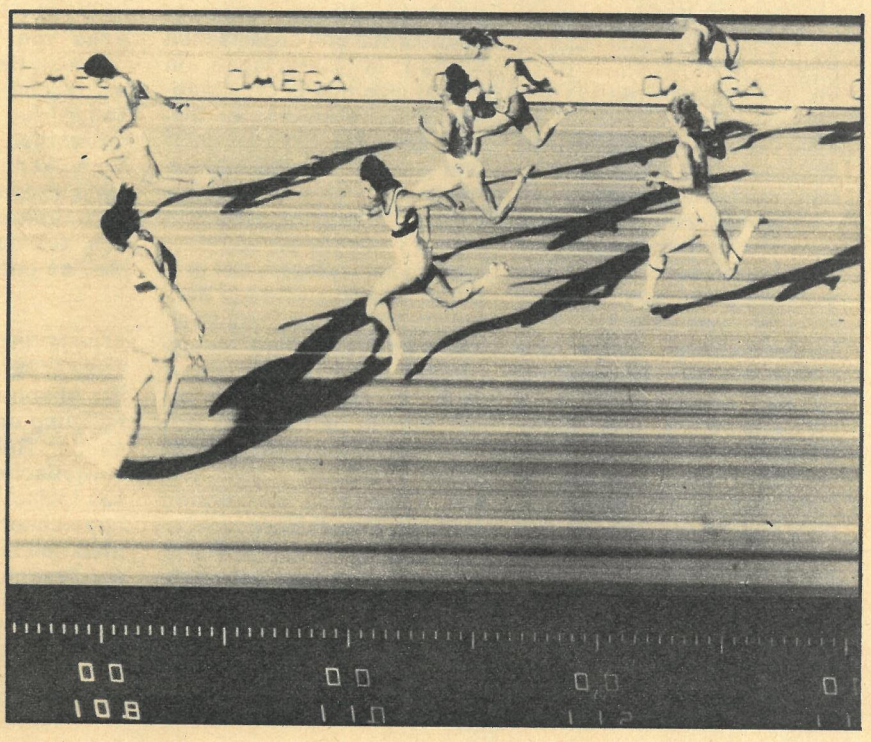
Nach dem 200-m-Endlauf bei den Europameisterschaften 1982 in Athen wurde ein Zielfoto präsentiert, dessen Qualität dem äußerst knappen und somit scheinbar nur schwerlich auszumachenden Einlauf vollauf gerecht wurde. Es gab keine Probleme, genau zu erkennen, daß Olaf Prenzler (DDR/20,46) dem Engländer Cameron Sharp (20,47) um eine Hundertstel überlegen war und sich hinter diesen beiden folgende Reihenfolge ergab: Frank Emmelmann (DDR) 20,60, Erwin Skamrahl (BRD) 20,61, Istvan Nagy (Ungarn) 20,62. Da die Zielkamera einen Einfallwinkel besaß, der die Verdeckung des einen Läufers durch den anderen ausschloß, stand der Bronzemedaillengewinn Frank Emmelmanns keine Sekunde in Frage.

Die elektronische Zeitnahme am Ziel ist an Genauigkeit allen anderen technischen Vorgängen während einer leichtathletischen Laufkonkurrenz klar überlegen. „Kein noch so versierter Starter", sagt der Zeitmeßtechniker Hans-Jürgen Quandt, „und kein noch so gut funktionierender Windmesser können diese Präzision erreichen. Denn es ist nahezu ausgeschlossen, daß ein Mensch selbst bei optimaler Reaktion mit bloßem Auge einen Fehlstart von einer Hundertstelsekunde auszumachen in der Lage ist. Die Zielkamera jedoch kann die Läufer um Tausendstelsekunden trennen und dadurch unwiderlegbar einen Sieger ermitteln... Von der Leichtathletik einmal abgesehen: Wenn in der Zeitung steht, daß ein Radrennfahrer um Reifenstärke gewann, dann trifft dies tatsächlich zu. Die Zielkamera kann sogar eine halbe Reifenstärke ausmachen. Gleichwohl gibt es sogar in dieser schnellen Sportdisziplin sogenannte ‚tote Rennen'. Wir haben auf der Winterbahn in der Werner-Seelenbinder-Halle nicht nur einmal erlebt, daß ein Sieger beim besten Willen nicht auszumachen war."

Wesen und Sinn der elektronischen Zeitmessung liegen klar auf der Hand. Der „Fall Rom 1960", als im olympischen Schwimmstadion der handgestoppte John Devitt von den Zielrichtern auf Platz eins gesetzt wurde, obwohl der Zweitplazierte John Larson nachweislich eine bessere Zeit erreicht hatte, kann sich nicht mehr wiederholen.

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: ZB (2), Archiv



Ish 2126

Erstmals in Moskau gezeigt: der fünfsitzige Kleinwagen „Ish 2126" (Foto links), konstruiert und gebaut von der Produktionsvereinigung „Ishmasch". Das Werk in Ustinow, ehemals Ishewsk, Hauptstadt der Udmurtischen ASSR, fertigte bisher eine Variante des Typs „Moskwitsch". Der neue frontgetriebene PKW mit Fließheck, dessen Serienproduktion bald anlaufen soll, leistet 75 PS; sein VK-Verbrauch wird mit 6,2 Liter auf 100 Kilometer angegeben. Die Leser der Zeitung „Sowjetskaja Rossija" sind in einem Wettbewerb aufgerufen, für den neuen Wagen einen Namen zu finden.
Der Betrieb in Ustinow produziert außerdem Motorräder, Werkzeugmaschinen, Motorsägen sowie Sport- und Jagdwaffen.
Einen prinzipiell neuen PKW mit Frontantrieb plant auch das Moskauer Moskwitsch-Werk.

Sapo-Prognose

Ein Versuchsmodell mit der Bezeichnung „SAS 1102" (Fotos links und rechts) wird gegenwärtig vom Automobilwerk in Saporoshje erprobt. Die völlige Neukonstruktion folgt dem internationalen Trend für Kleinwagen: aerodynamische Karosserie mit Fließheck und Frontantrieb. Anvisierter VK-Verbrauch der 1000-cm³-Maschine (Nockenwelle mit Zahnriemenantrieb): 5,5 bis 6 l/100 km. Der PKW soll eine Höchstgeschwindigkeit von 140 km/h erreichen.

PS-Nachrichten

LADA MIT ELEKTROANTRIEB

Im letzten Jahr wurden die ersten Modelle des WAS 2801 mit Elektromotor in den Moskauer Verkehrsbetrieben getestet. Dieser umweltfreundliche PKW aus dem Automobilwerk Togliatti soll eine Höchstgeschwindigkeit von 60 km/h erreichen und kann mit einer Batterieladung 80 km zurücklegen. Die Nutzmasse: 240 kg. Gegenwärtig wird die Erprobung des Kleintransporters WAS 2802 vorbereitet. Das Elektrofahrzeug hat einen Aktionsradius von 85 bis 100 km und läßt eine Zuladung bis 500 kg zu.

★

BIO-AUTOS IN DER ČSSR

Zwei PKW-Typen, für deren Antrieb Biogas verwendet wird, fahren seit einiger Zeit auf tschechoslowakischen Straßen. Biogas entsteht beim Zerfall von organischen Stoffen in Kläranlagen, in Viehställen und in der städtischen Kanalisation. Im Einsatz sind der „Škoda 1203" und der rumänische Geländewagen „Arp-240". Die Fahrzeuge können eine Entfernung von 150 bis 250 Kilometern zurücklegen. Bei größeren Strecken wird auf Benzinantrieb umgeschaltet. Tests im Prager Forschungsinstitut für PKW und PKW-Motoren ergaben, daß die mit Biogas betriebenen Motoren eine längere Lebensdauer haben.
Die Produktion der ersten zwanzig Versuchsautos vom Typ „Bio-PKW" soll in Kürze erfolgen. Geplant ist auch, etwa 5000 Personenkraftwagen auf Biogas umzustellen. Berechnungen zufolge würden sich die dazu notwendigen Mittel in etwa vier bis neun Monaten amortisieren. Die erste Biogasanlage für PKW arbeitet bereits in der Nähe von Teplice in Nordböhmen. Nach und nach sollen solche Anlagen in allen Teilen der ČSSR eingerichtet werden. Für PKW dieses Typs kann neben Biogas auch Erdgas oder jeder andere Brennstoff genutzt werden, der mehr als 70 Prozent Methan enthält.

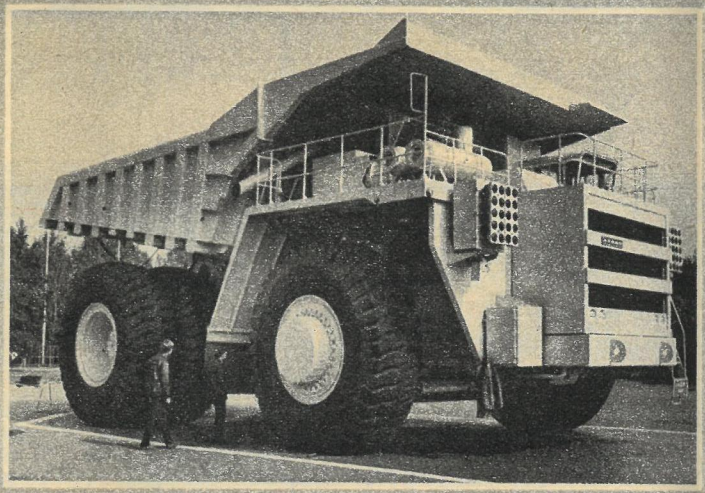
★

SOWJETISCH-UNGARISCHE ZUSAMMENARBEIT

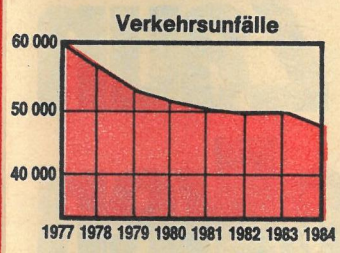
Ein Abkommen über die Beteiligung ungarischer Firmen an der Rekonstruktion des sowjetischen Autobuswerkes Likino ist in Moskau unterzeichnet worden. Der Betrieb soll bis 1987 bei laufender Produktion modernisiert werden. Den größten Teil der Ausrüstungen liefert Ungarn.

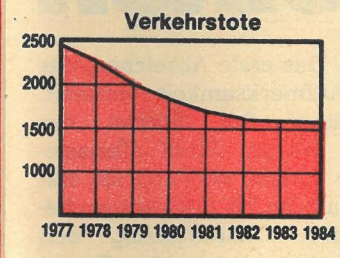
Bärenstark

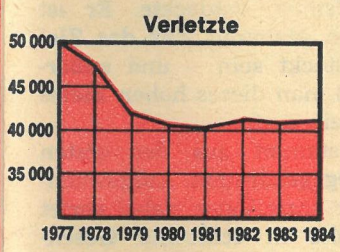
Auf einer Fahrzeugsonderschau der Moskauer Volkswirtschaftsausstellung wurden neben neuen PKW-Modellen auch Lastkraftwagen und andere Großfahrzeuge präsentiert. Zu den Attraktionen gehörte der Muldenkipper „BelAS 7521" aus Minsk, der eine Nutzlast von 180 Tonnen transportieren kann. Das seit zwei Jahren in Serie gebaute Fahrzeug wird vor allem in sibirischen Kohle- und Erztagebauen eingesetzt. Der BelAS hat eine elektromechanische Kraftübertragung und Gleichstrom-Motoren.



Unfallbilanz seit 1977





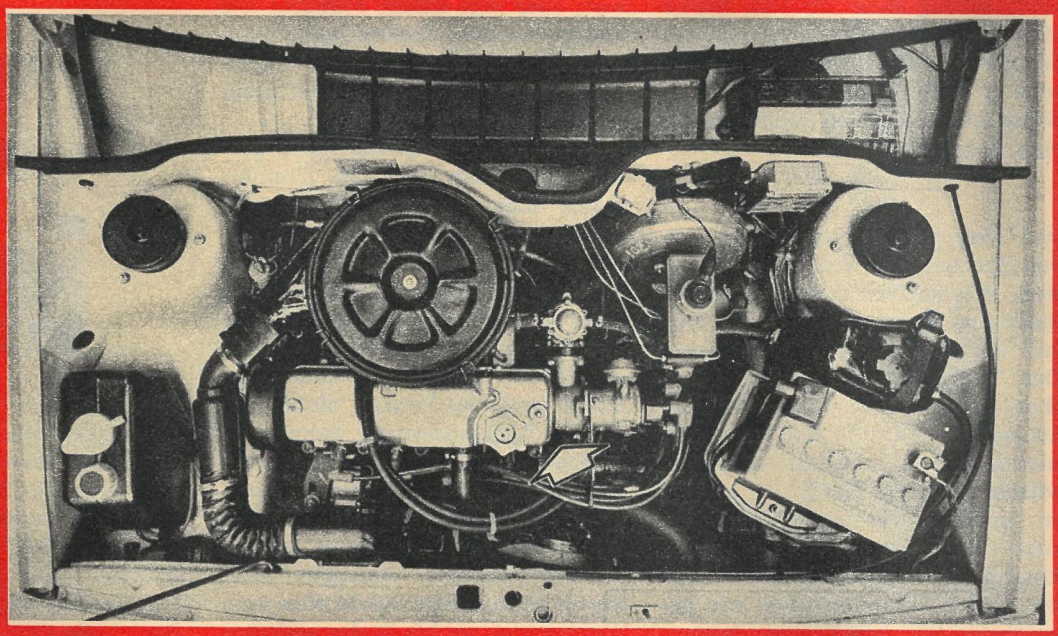


In den letzten acht Jahren ereigneten sich in der DDR insgesamt 415 101 Verkehrsunfälle, bei denen 14 909 Menschen ihr Leben verloren und 346 318 zum Teil schwer verletzt wurden. Obenstehende Grafik veranschaulicht die Entwicklung. Diese nüchterne Zahlenbilanz widerspiegelt nicht das große menschliche Leid: Junge Menschen wurden vorzeitig aus ihrem hoffnungsvollen Leben gerissen, Kinder wurden zu Waisen, und nicht wenige Bürger sind durch Unfallfolgen für ihr weiteres Leben an den Rollstuhl gefesselt.

Stellt man dem gegenüber, daß zahlreiche Verkehrsunfälle einfach nur dadurch verursacht werden, weil Geschwindigkeitsüberschreitungen als „Kavaliersdelikte" angesehen werden oder Alkoholeinfluß bagatellisiert wird, dann kann es dafür keine Nachsicht geben.

Für 1984 stehen 47 160 Verkehrsunfälle zu Buche, das waren 2055 weniger als im Jahr davor. Dieser erfreuliche Rückgang darf aber keinen Anlaß zur Zufriedenheit geben.

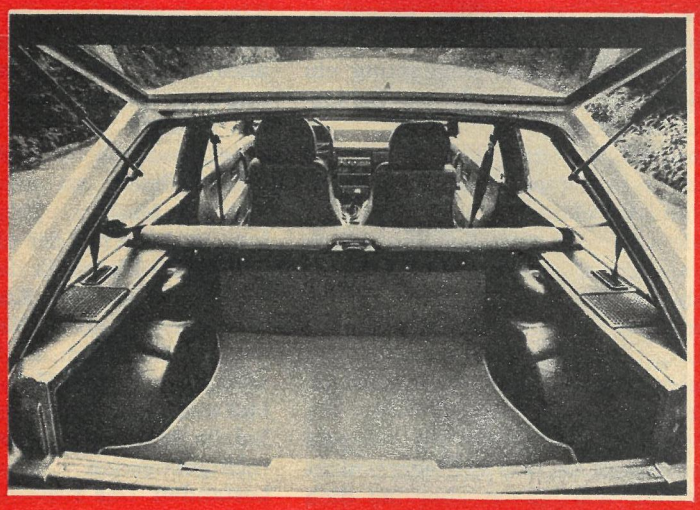
Weniger erfreulich ist die Tatsache, daß 1984 1611 Verkehrstote registriert wurden, 24 mehr als 1983. Die Zahl der Verletzten lag mit 41 404 um 350 höher. Insgesamt weniger Unfälle, aber mehr Tote und Verletzte bedeuten jedoch, daß die Unfallschwere 1984 zugenommen hat. Das muß jedem verantwortungsbewußten Verkehrsteilnehmer Anlaß zum Nachdenken geben und ihn zur Überprüfung seiner Verhaltensweisen im Straßenverkehr anregen. Die Hauptunfallursachen sind seit Jahren unverändert: Fahren mit unangemessener Geschwindigkeit, Fehlverhalten an Kreuzungen und Einmündungen, Fahren unter Alkoholeinfluß und zunehmend Fehlverhalten von Zweiradfahrern und Fußgängern. Es ist oftmals erschreckend festzustellen, wie leichtfertig Fahrzeugführer ihr Leben und das anderer Verkehrsteilnehmer aufs Spiel setzen.



Einblicke in den WAS 2108

Weitere Informationen zum neuen Basis-Modell aus Togliatti (s. a. FREIE WELT 1,4 und 7/85):

Im Vergleich mit den bisherigen Typen aus dem Wolga-Automobilwerk hat der neue LADA einen größeren Innenraum. Er ist 60 mm länger, obwohl sich die Außenmaße um 120 mm verkürzten. Ein beträchtlicher Raumverlust verschwindet im Fußbereich, der durch Kardantunnel und Kupplungsglocke verursacht wurde. Die Breite des Wagens in Schulterhöhe veränderte sich dank der Krümmung der Seitenscheiben nicht. Eine Mittelkonsole beherbergt Zusatzschalter und bietet unter anderem Einbauraum für ein Radio. Sitz- und Gurtanordnung erleichtern den Zugang zum Fond.



Die Gestaltung der Sitzbank und des Heckraums (Foto oben) gewährleisten eine vielfältige Nutzung. Trotz Frontantrieb hat der WAS 2108 zum Beispiel im Vergleich zum 2105 einen kleineren minimalen Wendekreisdurchmesser: 10 Meter gegenüber 11,2 Meter. Auf dem Motor-Foto (ganz oben) sind Änderungen gegenüber den bisherigen Antriebsmaschinen zu erkennen: Angeflanschter Zündverteiler, der von der Nockenwelle direkt angetrieben wird. Von dort erfolgt auch der Betrieb der Kraftstoff-Förderpumpe (siehe Pfeil).

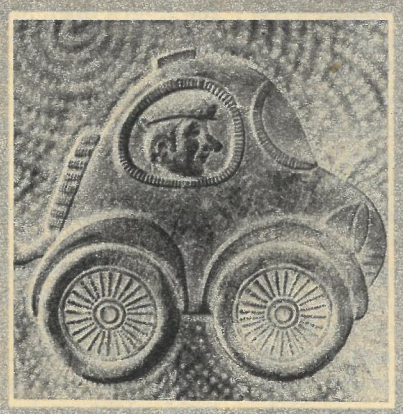
Wer schreitet per Rad durch Tag und Wind, es ist ein Schweizer mit seinem Bastelkind.

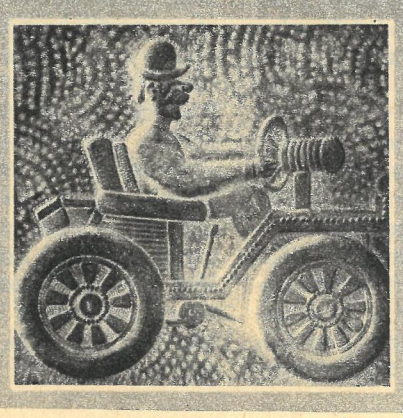
Drakonisch

Nach offiziellen Angaben kamen 1983 auf den Straßen Saudi Arabiens 7000 Menschen ums Leben. Für das Land mit einer Bevölkerung von 9 Millionen eine erhebliche Zahl. Als Hauptursache für Verkehrsunfälle wird das heiße Temperament der Bewohner genannt. Tatsächlich fahren viele „wie der Wind", und nur sehr wenige beachten die Regeln des Straßenverkehrs. Vielen Fahrern fehlt es an Erfahrung. Oft kann man hinter dem Lenkrad Jungen und Halbwüchsige sehen, die ihre Mütter oder älteren Schwestern chauffieren (es ist Frauen verboten, Auto zu fahren).

Für böswillige Verkehrssünder sind künftig harte Strafen vorgesehen, z. B. 50 Peitschenschläge und Gefängnis bis zu einem Monat.

Aus „Asija i Afrika"





Diese Serie unkonventioneller Kleinwagen entstammt nicht dem Tresor eines geheimen Konstruktionsbüros der Automobilbranche – sie schmückt, von Meisterhand in Kupfer getrieben, ein Restaurant in der georgischen Hauptstadt Tbilissi.

Fotos: Volkmar Billeb, Wladimir I. Knjasew, Heinz Krüger, TASS/ W. Sosinow, ADN-ZB/Keystone;
Grafik: Martin Kotsch;
Redaktion: Norbert Kaiser

FREIE WELT – Serie 2

Übern Zaun in die Wolken

„Paß auf, morgen fährst du mit mir mit", schlug mein Freund Slawa Malachow eines Tages vor. „Unser Trainer ist ein prima Kerl. Dich wird er auch nehmen..." Auf diese Weise entschied sich mein sportliches Schicksal.

☆

Der Weg von Kamenny Brod zu den Sportanlagen von Dynamo war weit. Wir mußten durch die ganze Stadt und dabei zweimal vom Bus auf die Straßenbahn umsteigen. Der Trainer musterte mich von oben nach unten und lächelte freundlich: „Du bist also Serjoscha Bubka, ich bin Vitali Afanasjewitsch Petrow." Natürlich konnte an jenem Herbsttag 1974 keiner auch nur ahnen, daß wir uns am Anfang eines langen und mühevollen Weges befanden, den wir gemeinsam zu bewältigen hatten. Fast zehn Jahre sollten vergehen, und vielleicht wird Petrow heute diese unsere erste Begegnung ein glückliches Geschenk des Schicksals nennen.

Insgeheim hatte ich gehofft, er würde mir sofort einen Stab in die Hand drücken und sehen wollen, wie ich mich anstelle. Schließlich war ich deswegen gekommen... Aber nichts von alledem. Petrow schubste mich zum Reck: „Los, zeig mal, wieviel Klimmzüge du schaffst!" Voller Hingabe zog ich mich fünfzehnmal hoch, wobei ich die Pendelschwünge des Körpers mit ausnutzte, was mir jedoch nicht bewußt war. „Jetzt aber laß dich mal ganz entspannt hängen, und nun zieh dich hoch, nur mit Kraft", bedeutete mir Vitali Afanasjewitsch. Nur ein einziges Mal, und das mit Müh und Not, berührte ich die Reckstange mit dem Kinn. Zu mehr reichte es nicht. Jetzt ist er bedient, dachte ich. Doch Petrows Gesicht war nach wie vor ernst, nicht die Spur eines spöttischen Lächelns. Dann mußte ich 30 Meter laufen. Die Stoppuhr zeigte 4,6 s. Über 60 Meter blieb sie bei 8,6 Sekunden stehen. Dann Weitsprung: 4,20 Meter. Insgesamt war der Trainer mit meiner „Straßenausbildung" durchaus zufrieden. Heute allerdings weiß ich, daß Hunderte von zehnjährigen Jungen derartige Leistungen bringen.

Während des zweiten oder dritten Trainingstages war es dann soweit: Ich durfte einen Stab in die Hand nehmen (damals noch aus Metall), wurde zur Weitsprunggrube beordert, kletterte dort auf einen Hokker, stieß den Stab in den Sand – und das war auch schon alles. Nachdem ich mich auf solche Weise mit dem Gerät vertraut gemacht hatte, begann ich mit dem Stab Weitsprünge auszuführen, indem ich ein bis anderthalb Meter hoch durch die Luft flog. Später erfuhr ich, daß in Bulgarien die Hirten einst lange Stöcke verwendeten, wenn sie größere Entfernungen zurückzulegen hatten – so zum Beispiel, wenn sie eine Straße überqueren mußten, die voller Schafe war, oder von einem Flußufer ans andere wollten. Darum heißt Stabhochsprung in Bulgarien „Owtscharski skok" – Schafhirtensprung.

Ich machte mir damals keine großen Gedanken um die Trainerworte über meine Muskeln, lang und elastisch, über mein gutes natürliches Koordinationsvermögen, das es mir übrigens ermöglichte, ohne größere Schwierigkeiten die Feinheiten des Hürden- und Hindernislaufs zu erlernen. Und überhaupt hatte es Petrow nicht eilig mit der Spezialisierung, denn er ist überzeugter Befürworter einer vielseitigen Grundausbildung. Auch hatte er absolut keine Angst, daß ich dem Stabhochsprung untreu werden könnte, vielleicht zum Sprint abwandern würde oder zum Weitsprung, wo ich in der sechsten Klasse bereits über die 6-m-Grenze hinwegsprang. Für mich war dies alles nur ein Spiel, leicht erreichbar und begeisternd.

Im Grunde war es gerade das Spiel, wodurch uns Petrow im Unterbewußtsein an den Stabhochsprung fesselte. Möglicherweise kam er dabei mit der allgemein anerkannten Methodik des Stabhochsprung-Trainings in Konflikt, wenn er Staffelrennen ausdachte, die in keinem Lehrbuch zu finden sind, wenn er uns nach Herzenslust Fußball und Eishockey spielen ließ, wobei die Schläger aus von Petrow zurechtgebogenen alten Latten bestanden. Das Training war so interessant und abwechslungsreich, daß wir uns immer darauf freuten, als gingen wir zu einem Fest.

Es war also alles in Ordnung. Nur die Trainingsplätze waren allzu weit von unserer Wohnung entfernt. Für den Weg hin und zurück brauchte ich zwei Stunden. Obwohl Petrow mich, den Kleinsten der Gruppe, in der Regel nach dem Training zum Bus brachte, waren die Eltern doch immer in Sorge. Einen Schüler der vierten Klasse durch die ganze Stadt auf Reisen zu schicken, das war nichts für sie. Also kam es zu einem Ultimatum: Entweder – oder! Die Alternative war mein Bruder Wasja. Er sprang in die Bresche. Alle Sorgen waren verflogen, als er den Wunsch äußerte, sich ebenfalls im Stabhochsprung zu versuchen. So kam ich zu einem ständigen und sehr zuverlässigen Begleiter.

Wasja war kräftig gebaut, gleichwohl nicht so beweglich wie ich, ohne sportliche Körperhaltung. Zunächst mißfiel das Petrow, und er versuchte, meinem Bruder dessen Wunsch auszureden: „Warum denn gerade Stabhochsprung? Gibt es etwa keine anderen schönen Sportarten?" Wasja aber bestand darauf, mit mir zu trainieren: „Ich will bei meinem Bruder bleiben!"

Wer wohl der Bruder sei, fragte Petrow. „Serjoscha Bubka", antwortete Wasja. „Na ja, wenn das so in der Familie liegt, können wir's ja mal versuchen", entgegnete Vitali Afanasjewitsch. „Wir werden sehen, was dabei herauskommt..."

Und siehe da: Wasja packte die Sache an, trainierte wie besessen, bis ihm „der Teufel aus den Augen schaute". Das Mißtrauen in seine Fähigkeiten mußte zerstreut werden. Außerdem strebte er danach, die Gleichaltrigen einzuholen, die ihm bereits weit voraus waren – was ihn quälte, ihm keine Ruhe ließ. Er „ackerte" im Training, einen anderen Ausdruck kann ich dafür nicht finden. Er ist ein nimmermüder Arbeiter. Und wie stolz war ich auf den Bruder, als er 1978 als erster der Gruppe Petrows den Titel „Meister des Sports" trug.

Hier fällt mir ein, wie Petrow in einer der ersten Trainingsstunden die gesamte Gruppe zusammennahm. „Jungs", sagte er, „je nachdem, wie eure Ergebnisse aussehen, wird man euch Abzeichen aushändigen: erste Leistungsstufe, zweite, dritte, dritter Rasrjad, zweiter, erster... Ich will euch gleich warnen: Steckt diese Abzeichen schön weit weg und zeigt sie niemandem. Das erste Abzeichen, das unsere Aufmerksamkeit verdient, ist ‚Meister des Sports' der UdSSR!" Warum Vitali Afanasjewitsch so sprach, verstand ich erst später – als ich für mich seinen bestimmenden Charakterzug, den Maximalismus, entdeckte. Er ist der festen Meinung, daß das Ziel hoch gesteckt sein – und außerdem, daß man dieses hohen Zieles würdig sein muß.

Petrow stammt aus der ersten Nachkriegsgeneration. Aufgewachsen ist er ohne Vater, dabei geriet er beinahe in schlechte Gesellschaft, wodurch er seine verzweifelte Mutter nötigte, den „Unverbesserlichen" ins Internat zu geben. Zu der Metamorphose, die bald darauf bei ihm einsetzte, hatte der Sport die direkteste Beziehung.

Die Brüder Bubka. Wassili (rechts) ist drei Jahre älter als Sergej (links), wurde als erster von beiden „Meister des Sports", aber der „Kleine" avancierte bereits zum Weltmeister und Weltrekordler.

Autobiographisches von Stabhochsprung-Weltmeister und Weltrekordler Sergej Bubka

Der Name Sergej Bubka gilt als Geheimtip für den ersten Stabhochspringer, der die sechs Meter meistert. Bei 5,94 m ist der Petrow-Schüler aus Donezk schon angelangt. Alles an seinem überraschenden Weltmeisterschaftssieg und seinen bisher vier Weltrekorden, schreibt die internationale Presse, sei die „logische Folge seiner Klasse und Überlegenheit". In „Sowjetski Sport", der uns freundlicherweise den Abdruck erlaubte, schreibt er über sein Leben.

Petrow sammelte eine Gruppe von Internatskindern um sich und wurde, wie man heute sagen würde, ehrenamtlicher Trainer. Die von der Straße anerzogene Gewohnheit, nach der führenden Rolle zu streben, gelangte hier in eine nützliche Richtung. Petrow war, und das zeigte sich sehr bald, ein Sportpädagoge von Natur aus.

Als die Schule hinter ihm lag, konnte er sich bereits nichts anderes mehr vorstellen, als Trainer, Erzieher im Sport zu werden – wie übrigens auch der eine oder andere von seinen Schützlingen im Internat. An der Fakultät für Körpererziehung des Charkower Pädagogischen Instituts, wo er zu studieren begann, versuchte er sich in allen leichtathletischen Disziplinen – vom Sprint bis zu den Würfen. Er selbst wollte Mehrkämpfer werden, doch die Natur machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Er verfügte nicht über die nötigen körperlichen Voraussetzungen. Da Sprung- und Schnellkraft vorhanden waren, entschied er sich schließlich für den Stabhochsprung. Rubel für Rubel legte er von seinem Stipendium zurück, um sich einen Bambusstab kaufen zu können. Beim ersten Versuch sprang er 3,10 m hoch – worüber er heute lacht, weil ich beispielsweise diese Höhe bereits in der fünften Klasse nahm.

Wie schade, daß die Zeitmaschine nur ein Produkt der utopischen Schriftsteller ist. Viel würde ich für eine Begegnung geben, die nun leider nicht mehr möglich ist: Mit einem der Lehrer Petrows, mit Gawril Leonidowitsch Rajewski, der zu jener Zeit am Charkower Institut lehrte. Doch allein die Tatsache, daß ich Rajewski durch die Erzählungen meines Trainers kenne, reicht völlig aus, um an jeden meiner Starts mit einer einzigen Maxime zu gehen: Ich will die Höhe besiegen, wie das Rajewski tat.

Er war ein berühmter Sportler und unbeugsamer Mensch – der erste sowjetische Stabhochspringer, der 1935 die Viermetergrenze überwand. Als der Krieg begann, wurde er ungeduldig, als man ihn zunächst nicht einzog. Doch er erreichte, was er wollte, ging als Freiwilliger an die Front und wurde Scharfschütze – ein hervorragender. Dann wurde er selbst getroffen. Die Verwundung war schwer: Durchschuß zwischen Auge und Ohr, Verlust des Gedächtnisses und jahrelanger Krankenhausaufenthalt waren die Folge. Doch Rajewski kämpfte sich nicht nur einfach ins aktive Leben zurück, er setzte auch den Kampf mit der Höhe fort! Der Frontkämpfer und Ordensträger wurde noch so manches Mal ukrainischer Meister oder Preisträger bei Unionswettkämpfen – wobei er seinen Invalidenausweis weit weg versteckte. Als Sechzigjähriger drehte er noch eine Riesenfelge am Reck, konnte er auf den Händen laufend ein Fußballfeld überqueren. Er war ein Mensch mit unwahrscheinlicher Willenskraft, ein wahrer Charakter – und der Lehrer meines Lehrers…

Was Petrow betrifft, so beendete er seine aktive Laufbahn, als er spürte, daß er seine Möglichkeiten ausgeschöpft hatte: 4,20 Meter mit dem Metall-, 4,40 mit dem Glasfiberstab. Zur damaligen Zeit war das die Norm für den „Meister des Sports". Darum sah er vermutlich in uns seine Fortsetzung, deshalb stimmte er uns von den ersten Schritten an auf das „Meister des Sports"-Resultat ein. Mit vollem Recht, schien mir: Wenn die Schüler den Lehrer übertreffen, ist das für sie und ihn ein unvergeßliches Erlebnis.

Die letzte Höhe Petrows als Stabhochspringer hat übrigens auch für mich eine besondere Bedeutung. Ich nahm die 4,40 Meter im Jahr '78, bei meinem ersten öffentlichen Auftritt in der „großen Welt" des Sports. Zur Unionsspartakiade der Schüler belegte ich damit den vierten Platz. Das war für einen Jungen der siebten Klasse nicht schlecht, wenn man bedenkt, daß die Gegner um zwei bis drei Jahre älter waren.

Überhaupt umgaben mich immer Kameraden, die etwas älter waren als ich. Das war so zu den Wettkämpfen, zu Hause und auch in unserer Trainingsgruppe. Nicht, daß es sich zufällig so ergeben hätte. Das war vielmehr eine List meines Trainers. Mehr noch, man konnte es direkt als eine Verhaltenslinie Petrows in seiner Arbeit mit mir nennen. Ich weiß nicht, mit welchem Gespür Vitali Afanasjewitsch in mir frühzeitig ein vielversprechendes Talent entdeckt hatte, jedenfalls wählte er meine Gegner und Partner im Trainingsprozeß immer eine kleine Nummer „zu groß" für mich aus. Stets mußte ich hinter jemandem herjagen, immer hatte ich jemanden einzuholen. Wie die Radrennfahrer dem Führenden folgen… Mir machte diese Jagd Spaß, sie riß mich mit.

Eines Tages aber, im Jahr 1979, hätte alles zu Ende sein können. Petrow erklärte, daß er beabsichtige, von Woroschilowgrad wegzugehen und mit der Familie nach Donezk zu ziehen, wo man ihm eine Arbeit angeboten hatte. Ich will meinen Trainer durchaus nicht idealisieren – wie jeder hat sicherlich auch er seine schwachen Seiten. Aber da gibt's etwas, was ihm niemand abstreiten kann: Er bedenkt alles genau und gründlich, ihm gar nicht eigen sind voreilige, stehenden Fußes gefaßte Entschlüsse.

Heute weiß ich, daß ihn in all den in Woroschilowgrad verbrachten Jahren seine, wenn ich so sagen darf, berufliche Einsamkeit gequält hat. Nicht als Pädagoge war er einsam, immer umgab ihn eine Truppe von Jungen, die für ihn durchs Feuer gingen. Einsam war er als Fachmann, der nicht eines kurzlebigen, schnell erreichbaren Resultats wegen, sondern mit Perspektive arbeiten wollte. Leider fand er keine Verbündeten, die seine Sorgen mit ihm geteilt hätten und wenigstens einen Teil seiner Bürde mittrugen.

In der Dynamo-Sportstätte vor der Stadt in Kremenny richtete Petrow eine ausgezeichnete Sprunggrube ein – er selbst! Als die Lattenständer hinfällig wurden, nahm er den Schweißapparat in die Hand. Und außerdem: Alle Wettkämpfe in unserer Gruppe konnte man getrost auch als Stadt- oder Gebietsmeisterschaften ansehen. Keine Konkurrenz weit und breit, nichts, wovon ein echter Wettbewerb lebt. Das bedrückte ihn natürlich auch. Was ihn aber nie von dem Weg abbrachte, den Stabhochsprungrekord des Woroschilowgrader Gebiets von lächerlichen 3,60 auf ganz solide 5,20 Meter zu entwickeln und in seiner „Einsamkeit" zwei „Meister des Sports" zu erziehen – Bubka den Älteren und Arkadi Schkwira!

Wie dem auch war: Vitali Afanasjewitsch zog weg. Mein Bruder Wasja und Arkadi Schkwira gingen mit ihm, das war sogleich beschlossene Sache. Beide waren bereits achtzehn Jahre alt, Studenten, selbständige Menschen sozusagen. Und ich? Petrow und Wasja hielten einen „Rat der Götter" ab, an dem auch meine Mutter teilnahm. Mein Bruder bestand nachdrücklich darauf, mich mitzunehmen. Er versprach eine zuverlässige Betreuung. Schließlich nahm der „geheime Rat" einen Beschluß an, der mir unverzüglich mitgeteilt wurde: Erst einmal wollten sie ohne mich abreisen, sich dort umschauen und dann weitersehen.

Ich blieb also zu Hause, trainierte nach einem von Petrow detailliert ausgearbeiteten Plan. In meiner Seele aber nagte und bohrte es. Einerseits wollte ich gern meinem Trainer folgen – wenn man noch keine fünfzehn ist, wird man von allem Neuen, Unbekannten unwiderstehlich angezogen. Andererseits dachte ich an meine Mama und war traurig. Sie hatte sich mit Vater entzweit, und wenn sie dich nun auch noch fortläßt, sagte ich mir, bleibt sie ganz allein…

So verging das erste Schuljahrviertel. Ich schäme mich ein bißchen, wenn ich zugebe, daß ich zuweilen mit verheulten Augen zur Schule ging. Bis meine Mutter das nicht mehr mit ansehen konnte und sagte: „Weißt du, Serjoscha, dann mußt du eben fahren. Ich werde schon irgendwie zurechtkommen. Und später möchte ich mir keine Vorwürfe machen müssen, wenn in deinem Leben etwas nicht so kommt, wie du es gewünscht hast…" Unsere Mütter verstehen uns trotz allem besser als irgendein anderer Mensch…

Ein kühler, ungemütlicher Morgen. Auf dem Bahnsteig gehen wir den Zug entlang, der mich nach Donezk bringen soll. Wasja schleppt meinen Koffer mit den Heften und Lehrbüchern, ich trage die Tasche mit den Siebensachen. Beim Einsteigen habe ich Angst, mich umzudrehen. Ob Mama weint, daß ich nun d o c h gehe? Die Türen schließen sich mit einem scharfen Geräusch – als ob sie mich in diesem Moment mit einem Schnitt von meiner Kindheit abtrennten. Die Fahrt ist weder lang noch kurz, dauert etwa vier Stunden. Und was die zurückgelassene Kindheit betrifft, sie endete eher als bei anderen, und wer konnte damals schon wissen, ob alles auch gut ausgehen würde? Schließlich waren Mutter wie auch Petrow ein Risiko eingegangen, aber eins – und das beruhigte mich – mit Bedacht und Begründung.

Aus dem Russischen von Gertraud Ettrich

Fortsetzung im nächsten Heft

Fotos: Klaus Oberst, Harald Almonat

Wie lange ist es her, daß der deutsche Generalstab in weltweiten Träumen schwelgte? Wolga, Kaukasus, Ural, Suezkanal, Persischer Golf, Indien ... Jetzt schickt Hitler seinen letzten Befehl an die Heeresgruppe Weichsel – die schon nicht mehr die Oder halten kann und, bei Licht besehen, auch den Namen einer Heeresgruppe nicht mehr verdient – und da ist, datiert vom 21. April 1945, die Rede von Fürstenwalde und von Königs Wusterhausen und vom Müggelsee. Wie lange ist es her, daß die Berliner des Sonntags hinausfuhren an den Müggelsee?

Das Oberkommando der Wehrmacht veranschlagt seinen monatlichen Bedarf an Karabinern auf 300 000, aber die deutsche Rüstungsindustrie liefert in diesen letzten Kriegsmonaten noch ganze 20 000. Niemand muß diese und andere ähnliche Zahlen kennen, um das Ende des Krieges absehen zu können. Den 85 vollwertigen Divisionen der westlichen Alliierten stehen 60 deutsche gegenüber, die allenfalls noch die Kampfkraft von 25 Divisionen besitzen. So dringen die Engländer schnell in das nordwestdeutsche Flachland ein, die Amerikaner schnüren das eingekesselte Ruhrgebiet ab und stoßen anschließend nach Thüringen und Sachsen vor. Auch für die Rote Armee scheint die letzte Schlacht auf dem europäischen Kriegsschauplatz nur noch eine Aufgabe, deren Resultat vor dem ersten Schuß feststeht. So ist es tatsächlich. Immerhin stellen sich den an Zahl und Waffen überlegenen sowjetischen Armeen eine Million Soldaten, wenn auch zu erheblichen Teilen zusammengewürfelte Haufen, 10 000 Geschütze, 1500 Panzer und Sturmgeschütze zum Kampf. Dieses Regime, das alle anderen Völker verachtete, kennt auch kein Erbarmen mit dem eigenen Volk. Zehntausende verlieren Leben und Gesundheit, um Hitlers Leben und des Regimes für einige Tage zu verlängern. Tausende sterben, weil Göring, Himmler und Ribbentrop in letzter Stunde noch immer auf die Westmächte setzen, um die Anti-Hitler-Koalition zu untergraben. Einen anderen Sinn hat der teilweise fanatische Widerstand in den Straßen der Hauptstadt nicht. Er ist also ohne Sinn. Aber er muß doch gebrochen werden.

Auch am vorletzten Tag seines Lebens spielt Hitler noch den „Führer", mit seiner letzten Verfügung verstößt er den „früheren Reichsmarschall" und den „früheren Reichsführer-SS" aus der Partei, ernennt den Großadmiral Dönitz, einen Mann seines Vertrauens, zum Reichspräsidenten und seinen Propagandaminister Goebbels zum Kanzler. Am 30. April ist die Schlacht um Berlin geschlagen, Hitler zerbeißt seine Giftampulle. Auf dem Reichstag weht die rote Fahne.

Jürgen Jessel

Die letzten Monate des zweiten Weltkrieges – die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee.

FOLGE 9

Die letz Zwisch Brande

zte Schlacht: nen Müggelsee und enburger Tor

FW 9/85

DOKUMENTE DER ZEIT

Befehl des Generalleutnants Reymann, 9. März 1945:
„Die Reichshauptstadt wird bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone verteidigt..., wird der Kampf um Berlin nicht in offener Feldschlacht ausgetragen, sondern im wesentlichen als Straßen- und Häuserkampf. Er muß mit Fanatismus, Phantasie, mit allen Mitteln der Täuschung, der List und Hinterlist... auf, über und unter der Erde geführt werden... Voraussetzung für eine erfolgreiche Verteidigung Berlins ist..., daß jeder Häuserblock, jedes Haus, jedes Stockwerk, jede Hecke, jeder Granattrichter bis zum äußersten verteidigt wird!"

Tagesbefehl Hitlers an die Ostfront, 14. April 1945:
„Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch..."

Aussage des Generals Weidling, letzter Befehlshaber Berlins:
„... überzeugte ich mich davon, daß es unmöglich war, Berlin zu verteidigen und daß es auch vom militärischen Standpunkt aus sinnlos war..."

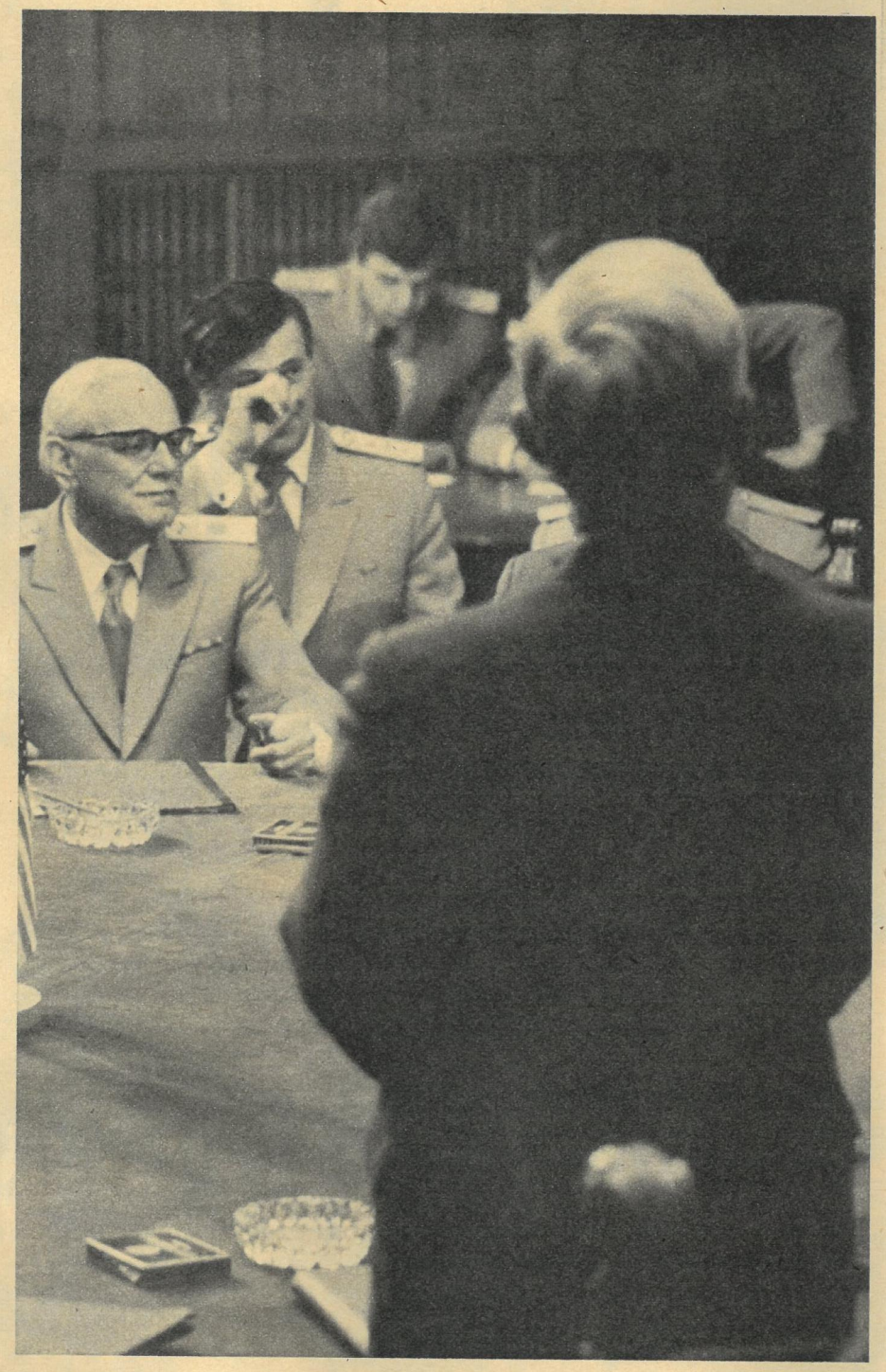
Tagesbefehl Stalins zum 1. Mai 1945:
„Die schweren Zeiten, da die Rote Armee die feindlichen Truppen vor Moskau und Leningrad, vor Grosny und Stalingrad abzuwehren hatte, gehören der Vergangenheit an und kehren nie wieder... Die Rote Armee hat... über Berlin die Fahne des Sieges gehißt ... Die Tage Hitlerdeutschlands sind gezählt."

Foto: Iwan Schagin

Ich wünschte mir Neugier

Kriegswochenschauen. Die Ruinen von Minsk, Kiew, Warschau und Coventry. Der Kampf um Berlin. Die Opfer von Hiroshima und Nagasaki. Ein ungewöhnlicher Prolog zu dem Film „Der Sieg" nach Alexander Tschakowskis gleichnamigem Roman, der im Mai anläßlich der „Tage

Jewgeni Matwejew ist Regisseur und Schauspieler. In seinen Filmen „Ein Schicksal" und „In besonders wichtigem Auftrag" nahm er sich des Themas des Großen Vaterländischen Krieges an, seine neueste Regiearbeit ist „Der Sieg". Er selbst übernahm in dem Film die Rolle des Generals Karpow.



Warum verfilmten Sie gerade dieses vielgelesene Buch?

● Lassen Sie mich dazu ein wenig weiter ausholen. Als ich „Ein Schicksal" nach Pjotr Proskurin abgedreht hatte, glaubte ich, daß sich das Thema Krieg für mich erschöpft hätte. Der Film war als ein Hohelied auf den Menschen gedacht und gemacht, der seine Heimat liebt und verteidigt. Auf die Menschen, die direkt im Feuer standen und auf die, welche im Hinterland kämpften, Panzer und Flugzeuge bauten, Soldatenmäntel nähten, Verwundete pflegten. Das waren meist Frauen und Kinder.

Inzwischen bin ich Vater und Großvater geworden, und es entstand in mir ein merkwürdiges Gefühl. Ich habe keine Angst vor dem Tod, aber ich habe Angst um die Kinder. In mir ist ein Schmerz gespeichert, seit ich einige Länder des Westens, auch die USA, bereiste. Ich war erschüttert über die Lügen, die über unsere Völker ausgegossen werden. Wenn ich „unsere" sage, meine ich die ganze sozialistische Gemeinschaft.

Die Potsdamer Konferenz 1945 und das Treffen in Helsinki 1975, zwei Ereignisse, die wichtige Etappen der Nachkriegsgeschichte markieren, stehen im Mittelpunkt des Films…

● Als ich begann, mich in die Potsdamer Konferenz „hineinzustudieren", habe ich mich überzeugt, daß der Friedenskampf schon vor 1945 begonnen hat, so wie der „kalte Krieg" auch nicht erst mit Churchills berüchtigter Rede in Fulton ausgelöst worden ist. Und zehn Jahre nach Helsinki stelle ich fest: Es ist nicht ruhiger geworden in der Welt! Als 1975 die fünfunddreißig Unterzeichnerstaaten die Schlußakte von Helsinki verabschiedeten, schien es, die Entspannung habe gesiegt, die kalten Krieger hätten endgültig verspielt, die Menschheit habe Grund zur Freude.

Damals, in Potsdam, da lächelten Truman und Churchill in die Kameras – aber Truman spekulierte bereits mit der Bombe, und Churchill war willens, den zweieinhalb Millionen gefangenen Hitlersoldaten in seiner Zone wieder Waffen in die Hände zu geben. Und heute beteuern in Genf die USA ihre Friedensbemühungen, doch gleichzeitig machen sie Unsummen Dollar locker für die kosmische Aufrüstung. Politiker im Weißen Haus bemühen ganze Scharen von Historikern, um den Menschen die Wahrheit über die Ursachen, den Charakter und den Verlauf von „Großvaters Krieg", wie man in den USA den zweiten Weltkrieg nennt, zu verheimlichen, mit Lügen zu umhüllen. Darum entstand in mir die staatsbürgerliche, menschliche Leidenschaft, diese Lügen zu entlarven, der verbreiteten Ignoranz mit ehrlicher Information entgegenzutreten, einen Film zu machen über die Anstrengungen unseres Staates zur Erhaltung des Friedens. Nicht mit der Waffe in der Hand, sondern mit den Mitteln der Politik, Diplomatie und öffentlichen Meinung. So habe ich dankbar zugesagt, als mir Alexander Tschakowski sein Buch anvertraute.

Sie haben für diesen Film eine unübliche Bildsprache gewählt, häufig ist die Leinwand in mehrere Flächen geteilt…

● Damit überschreiten wir ganz bewußt die Grenzen des Genres Spielfilm. Ich als Regisseur habe, muß sagen qualvoll, nach einer Ausdrucksform für die Materialfülle gesucht, die zu bewältigen war. Wir verbinden Chronik und Dokumentation mit fiktiven Elementen, Originalaufnahmen, die stets als solche gekennzeichnet sind, werden eingeblendet. Hätte ich alles chronologisch geordnet, wären es fünf oder sechs Teile geworden. Ich wollte den Film aber in einem Teil und in reichlich zwei Stunden zeigen. Eine Lösung, von der ich hoffe, daß man sie akzeptiert. Übrigens: Kein Wort, das die „Großen Drei" reden, stammt aus der Feder der Autoren, alles ist tatsächlich in Potsdam so gesagt worden.

Die Hauptheiden sind historische Persönlichkeiten der Weltpolitik, sicher war es nicht einfach, diese Rollen überzeugend zu besetzen…

● Vor allem ist es eine verantwortungsvolle Aufgabe, im Film eine Gestalt zu verkörpern, die weltweit bekannt ist. Stalin spielt der hervorragende georgische Schauspieler Ramas Tschchikwadse, und unsere konkrete Aufgabe war es, Stalin in Potsdam zu zeigen. Der errungene Sieg über den Faschismus bedeutet für ihn auch den Verlust

der Kultur der UdSSR in der DDR“ in den Kinos aufgeführt wird.
FREIE WELT-Korrespondent Jürgen Geitner sprach in Moskau mit den Schöpfern von Buch und Film, mit Alexander Tschakowski und Jewgeni Matwejew.

Das bewog mich zu schreiben

Szene aus dem Film „Der Sieg“ mit Ramas Tschchikwadse in der Rolle Stalins auf der Potsdamer Konferenz 1945.

Alexander Tschakowski, weitbekannter sowjetischer Autor des dreibändigen Werkes „Die Blockade“ und des Romans „Der Sieg“, wurde für sein literarisches Werk und sein kulturpolitisches Wirken mit dem Kunstpreis 1985 der „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ ausgezeichnet.

von 20 Millionen Menschen und Schaden für sein Land in Höhe von siebenhundert Milliarden Rubel. Opfer, die sich niemals wiederholen dürfen! Mit dieser Haltung kämpft er mit ganzer Kraft und Zähigkeit in Potsdam um das Zustandekommen einer gerechten Regelung für ein friedliches Europa. Das geht die Väter, die Söhne, die Enkel an. Ich wünschte mir, daß sie aus Neugier kommen und sich dann dieser vierzig Friedensjahre noch bewußter werden. Ich weiß, daß „Der Sieg“ keine leichte Unterhaltung ist, aber es gibt Filme, bei denen muß man „mitarbeiten“, schließlich gibt es auch Bücher, die man nicht im Trolleybus lesen kann.

Der Roman „Der Sieg“ verknüpft historische Vorgänge mit erfundenen, weshalb eine solche Verfahrensweise?

● Ich erzähle ihn auf zwei Ebenen. Dies ermöglicht mir, die Ereignisse von zwei Standpunkten aus zu betrachten – dem der Staatsmänner und derer, die gewissermaßen von außen beobachten, sowjetische und amerikanische Journalisten.

Welcher Raum aber bleibt bei protokollierten Vorgängen der künstlerischen Gestaltung?

● Nicht alles in Potsdam ist mitstenografiert worden, mir blieb, trotz Festhaltens an der historischen Wahrheit, da genügend Spielraum zu literarischen „Manövern“. Am „Sieg“ habe ich auch ziemlich lange geschrieben, etwa sechs Jahre, so lange wie an der „Blokkade“.

Hilft es der literarischen Absicht des Autors, wenn sein Buch verfilmt wird?

● Eine schwere Frage! In gewissem Sinne entdeckt eine Verfilmung – wenn sie gut ist – immer neue Seiten des Stoffs, hilft, die literarische Absicht zu veranschaulichen, „Kunstfiguren“ zu konkretisieren. Ich war oft Augenzeuge der Dreharbeiten, habe Korrekturen ins Drehbuch geschrieben, Bemerkungen gemacht... Ich glaube, daß die Filmleute sehr ehrlich gearbeitet haben. Aber letztendlich entscheiden das die Zuschauer.

Ihr neues Werk „Unvollendetes Porträt“ wendet sich wiederum einer historischen Gestalt zu – Roosevelt. Was reizt Sie an der Historie?

● Das Historische allein reizt mich nicht. Ich habe mir bei allen meinen Büchern die Aufgabe gestellt, Fragen zu beantworten, die für das Heute von Belang sind. Ich wollte immer Menschen zeigen: unsere Offiziere und Soldaten. Nehmen Sie doch ein Beispiel. Nach allen Theorien der Kriegswissenschaft hätten Städte wie Moskau oder Leningrad von den Faschisten besiegt, besetzt werden müssen. Sie wurden es aber nicht! Nicht nur dank unserer Waffen, unseres militärischen Könnens allein, sondern auch dank unserer Leninschen Idee und der festen Überzeugung, daß wir keine andere Luft atmen können als sowjetische! Diese Gedanken haben mich bewogen zu schreiben. Heldentum und Friedenssehnsucht sind für mich keine nur geschichtlichen Kategorien – übrigens auch der Antisowjetismus nicht – sondern höchst aktuelle.

Ihre persönlichen Erlebnisse, inwieweit sind sie in Ihre Bücher eingegangen?

● In keinem meiner Bücher habe ich mich selbst dargestellt, drum wäre es falsch, mich mit einer meiner Gestalten gleichzusetzen. Doch natürlich haben meine Biographie, meine persönlichen Erlebnisse bei der Niederschrift eine Rolle gespielt.

Sie werden in Kürze in die DDR reisen, mit welchen Gefühlen kommen Sie zu uns?

● Mit vorbehaltlosem Vergnügen, denn ich fahre zu Freunden und freue mich darauf. Die DDR, das ist die Erfüllung des Traums so großer Deutscher wie Marx, Engels, Liebknecht, Luxemburg, Thälmann und Pieck von einem freien Deutschland des werktätigen Volkes. Da ist ernst gemacht mit den Potsdamer Beschlüssen, da ist dem Frieden und dem Sozialismus ein verläßlicher Verbündeter erwachsen, da ist keine Spur von Antisowjetismus und Völkerhetze. Das ist das erste schöne Gefühl, das ich immer verspüre, wenn ich in Ihrem Lande bin.

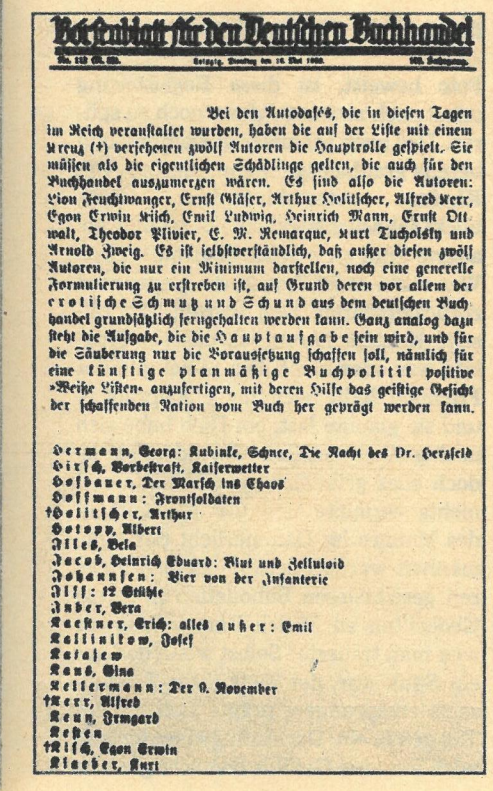
Fotos: Volkmar Billeb, DEFA

Stoleschnikow-Gasse Nr. 10, Wohnung 35

Dem „liebsten Mutterl“ meldet Egonek unter dem Datum des 30. Dezember 1925 mit tausend Wünschen und Küssen: „... ich bin also in Moskau und bin ganz glücklich“. Absender: Kisch, Egon Erwin, Stoleschnikow pereulok 10, Zimmer 35. Schon am 17. Januar bestätigt der treue Sohn seiner „liebsten Mama“ den Eingang ihrer ersten Antwort. An baldige Heimkehr denkt er allerdings nicht – „... wenn es halbwegs möglich wäre, möchte ich gerne recht lange in Rußland bleiben“. Unterschrieben hat diesmal „Egon Germanowitsch Kisch, d. h. Sohn des Hermann“, der nicht mehr im Zimmer, sondern im „Qu. 35“ wohnt, also schon begonnen hat, sich zu akklimatisieren.

Komplimente nicht erwünscht

Kischs Buch über die erste Erkundung der Sowjetunion – „Zaren, Popen, Bolschewiken“ – wirbelte im Westen einigen Staub auf. Die Revolution lag keine zehn Jahre zurück, Europa war überschwemmt von Gerüchten und Greuelmeldungen über die bolschewistische „Schreckensherrschaft“. Dagegen richteten Deklamationen und moralische Entrüstung wenig aus. Aber nun kam Kisch und sagte die Wahrheit, wie es seine Art war, ungeschminkt, konkret, offensiv, obendrein noch amüsant zu lesen. Das tat seine Wirkung. Die „Rote Fahne“, der Rezensent hieß Johannes R. Becher, lobte den Reporter: „Kisch weicht nicht vor der sozialen Wirklichkeit aus. Dadurch, daß er sie richtig in den Mittelpunkt seiner Berichterstattung rückt, wird er zu einem Reporter der Wahrheit... Um die Wirklichkeit zu verändern..., muß man erst einmal die Wirklichkeit so fassen, wie sie ist. ‚Zaren, Popen, Bolschewiken‘ berichtet ...von einer in unserem Sinne bereits veränderten Wirklichkeit... nichts wird verheimlicht, nichts wird schöngefärbt. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Rückständigkeiten aller Art... trotz alledem ... vorgeschobenste Position des zwanzigsten Jahrhunderts.“ Nicht anders urteilt Lunatscharski, Volkskommissar für Bildungswesen, in der „Literaturnaja Gaseta“: „Kisch ist wahrhaft. Er macht uns keine Reklame, er macht uns keine Komplimente. Im eigenen Kreis ist das nicht nötig. Aber er gibt im Relief ein anschauliches Bild der grundlegenden Errungenschaften unseres Lebens.“ Später tauchten Bedenken auf, eben wegen der fehlenden „Komplimente“. Nun, Kischs Reisebericht, unterdessen sechzig Jahre



Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel

Nr. 113 (R. 62). Leipzig, Dienstag, den 16. Mai 1933. 100. Jahrgang.

Bei den Autodafés, die in diesen Tagen im Reich veranstaltet wurden, haben die auf der Liste mit einem Kreuz (†) versehenen zwölf Autoren die Hauptrolle gespielt. Sie müssen als die eigentlichen Schädlinge gelten, die auch für den Buchhandel auszumerzen wären. Es sind also die Autoren: Lion Feuchtwanger, Ernst Glaeser, Arthur Holitscher, Alfred Kerr, Egon Erwin Kisch, Emil Ludwig, Heinrich Mann, Ernst Ottwalt, Theodor Plivier, E. M. Remarque, Kurt Tucholsky und Arnold Zweig. Es ist selbstverständlich, daß außer diesen zwölf Autoren, die nur ein Minimum darstellen, noch eine generelle Formulierung zu erstreben ist, auf Grund deren vor allem der erotische Schmutz und Schund aus dem deutschen Buchhandel grundsätzlich ferngehalten werden kann. Ganz analog dazu steht die Aufgabe, die die Hauptaufgabe sein wird, und für die Säuberung nur die Voraussetzung schaffen soll, nämlich für eine künftige planmäßige Buchpolitik positive »Weiße Listen« anzufertigen, mit deren Hilfe das geistige Gesicht der schaffenden Nation vom Buch her geprägt werden kann.

Hermann, Georg: Kubinke, Schnee, Die Nacht des Dr. Herzfeld
Hirsch, Vorbestraft, Kaiserwetter
Hofbauer, Der Marsch ins Chaos
Hoffmann: Frontsoldaten
†Holitscher, Arthur
Hotopp, Albert
Illes, Bela
Jacob, Heinrich Eduard: Blut und Zelluloid
Johannsen: Vier von der Infanterie
Iltz: 12 Stühle
Juhr, Vera
Kaestner, Erich: alles außer: Emil
Kallinitow, Josef
Katajew
Kaus, Gina
Kellermann: Der 9. November
†Kerr, Alfred
Keun, Irmgard
Kesten
†Kisch, Egon Erwin
Klaeber, Kurt

Wiedersehen auf dem Roten Platz: Max Hoelz und Egon Erwin Kisch. Der legendäre Revolutionär war 1921 von einem deutschen Sondergericht zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Kisch schloß sich der Bewegung für die Freilassung von Hoelz an und gab dessen „Briefe aus dem Zuchthaus“ heraus. Kisch war dabei: John Heartfield weiht Moskauer Rotarmisten in die Geheimnisse der Fotomontage ein. Kisch ist, wie immer, an der unvermeidlichen Zigarette zu erkennen.

Der Reporter und sein Kritiker: Volkskommissar Lunatscharski lobte Kisch für eingesparte Komplimente (links). Schneller als seine Henker: Ein Totenkreuz für den „rasenden Reporter“. Das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ schreibt über die Liste am 16. Mai 1933: „Bei den Autodafés, die in diesen Tagen im Reich veranstaltet wurden, haben die auf der Liste mit einem Kreuz versehenen zwölf Autoren die Hauptrolle gespielt. Sie müssen als die eigentlichen Schädlinge gelten, die auch für den Buchhandel auszumerzen wären.“

Reproduktionen aus: „Kisch war hier“, Verlag der Nation 1985

alt, ist uns doch geblieben und tut noch immer seine Wirkung.

Entdeckungen bei Kisch

Gewöhnlich fährt der Berliner zum Vergnügen nach Bad Saarow hinaus. Kisch fuhr, im Januar 1923, mit zwiespältigen Gefühlen zum Scharmützelsee. Gorki war in Saarow, im Sanatorium, und man erzählte sich, der große Dichter habe Moskau endgültig den Rücken gekehrt. Das wollte Kisch, wie er sagte, von ihm selbst hören. Das Gegenteil bekam er zu hören: Krankheit sei der einzige Grund seiner Reise, antwortete Gorki dem Reporter, und er werde so bald wie möglich nach Hause zurückkehren, denn er gehöre nach Rußland, und die Bolschewiki seien seine Freunde... Am Ende fand Kisch also doch sein Vergnügen in Bad Saarow.

Wie man weiß, besichtigte Kisch das „Paradies Amerika“, landete in Australien, obwohl die Behörden ihn nicht an Land lassen wollten, machte als Emigrant in Mexiko seine Entdeckungen, und mutmaßlich saß tatsächlich in jedem Erdenwinkel, das Quellgebiet des Amazonas vielleicht ausgenommen, mindestens einer, der beim Auftauchen Kischs schrie: Egonek, wo kommst du denn her? Entdeckungen bei Kisch kann der Leser noch heute machen, beispielsweise die, daß Kisch zwischen seinen Abenteuern auf fünf Kontinenten nie aufgehört hat, die Sowjetunion zu verteidigen. Er war sich nicht zu schade für die aktuelle Polemik, für die Tagesglosse. So hat er einmal auf elegante Art einen tschechischen Professor erledigt, hat sich mit russischen Emigranten und deutschen Literaturpäpsten herumgeschlagen und hat seinen Spott ausgegossen über die kleinen Kläffer, die alle drei Tage den neuesten Schwachsinn zu verbellen hatten: Gorkis Hinrichtung und Pawlows Hungertod und die Verbannung der Krupskaja und Woroschilows Putschversuch...

Auf eine internationale Umfrage, wie er sich im Falle eines Krieges gegen die Sowjetunion verhalten würde, antwortete Kisch im Herbst 1930: „... ein solcher Krieg kann den Schriftsteller, der sich der gesellschaftlichen Beziehungen bewußt ist, nur auf einer Seite finden: auf der Seite der Sowjetunion.“ Dort hat er gestanden, so lange er schreiben konnte. Hundert Jahre wäre Kisch in diesem Frühling geworden. Wäre er es nur geworden. Übrigens hat die Stoleschnikow-Gasse seit dem Winter '25 auf '26 ihren Namen nicht gewechselt, und vielleicht könnte sich zum nächsten runden Jubiläum des damaligen Mieters ein findiger Reporter auf die Suche nach dem Quartier Nr. 35 im Haus Nr. 10 machen. Kisch, in solchem Fall, hätte es längst gesucht und gefunden.

Ernst Degner

Saulius Tomas Kondrotas

Kaolin

Kristina G. widme ich diese Geschichte von einer anderen Kristina. Identisch sind nur ihre Namen.

Die zu Beginn unseres Jahrhunderts lebenden Menschen stellen wir uns meist naiv vor. Das liegt an den alten Filmen, darin die Bewegungen der Menschen abrupt sind und ihr Gang hüpfend und watschelnd. Leider irren wir uns, wenn wir glauben, sie seien wirklich so gewesen.

Die Gedanken, Gefühle und das innere Erleben dieser Menschen waren nicht weniger tief als das unsere. Das sollten wir nicht vergessen. Dem Stummfilm dürfen wir nicht trauen.

Das genaue Datum des Ereignisses, über welches hier berichtet werden soll, ist nicht mehr bekannt. Wahrscheinlich hatte es sich noch vor dem ersten Weltkrieg zugetragen. Wahrscheinlich.

Das Einzelgehöft war damals um die hundert Jahre alt, den Bäumen nach zu urteilen, die dort so zahlreich wuchsen, daß sie die Gebäude das ganze Jahr lang in einen einzigen großen Schatten hüllten und man sich im tiefsten Waldesdickicht glaubte. Alt waren sie, die Ahorne, Birken, Kastanien und meterdicken Lärchen, und ihre kleinen Zapfen lagen auf der Erde und den Dächern verstreut. Der Mensch, der sich zuerst hier niederließ, muß Bäume sehr gemocht haben, wenn er so viele gepflanzt und den litauischen Brauch, den größten Teil des Bodens als Garten zu nutzen, gebrochen hatte. Doch diesem Menschen war es nicht vergönnt zu erleben, wie die aus der Höhe herabfallenden Lärchenzapfen an frühen Morgen auf das Dach und gegen die Fensterscheiben prasseln. Viele Generationen haben die für sie bestimmte Zeit gelebt, bis schließlich die Frau geboren wurde, die das Glück hatte, dem Fallen der Lärchensamen zu lauschen. Jeden Morgen, vorwiegend im Herbst, wenn beim Erwachen das Krächzen unzähliger Krähen hinzukam und der Tagesanbruch trüb war, doch mild.

Herbst. Zwischen den schattigen Bäumen ziehen in Schwaden Gerüche nach verwesenden Blättern und Pilzen, die an die würzigen Düfte in Kolonialwarenhandlungen erinnern. Im Dämmerlicht der hohen Bäume hängen, vom Morgentau beschwert, schillernde Spinnweben wie kleine silberne Luftschiffe oder farbige Häute von Fledermäusen. Diese Spinnweben, darin sich welkende Blätter und Lärchennadeln verfingen, sind in der Tat Häute. Tote Spinnweben, vergangen, denn lange schon lauern dort keine Spinnen mehr. Herbst.

Kristina wohnt bereits mehrere Jahre allein in dem hundertjährigen Gehöft. Wollte man einen Menschen möglichst knapp und präzise charakterisieren, genügte für Kristina ein Satz – „Die ewig Trauernde". Das soll nicht heißen, daß sie zu ewiger Trauer verdammt ist. Nein, sie hat genau so lange zu leben wie alle. Doch solche Frauen gab es zu jeder Zeit, mit blassen Gesichtern, erfüllt von unverstandenem und unverständlichem Leid, einer Erschöpfung gleich (das Gesicht eines ermüdeten Menschen kann vor uns, zugleich aber auch fern sein) oder von einem sanften Leuchten, das die Gesichter derer verklärt, die sich einer Sache hingeben, die niemand braucht. Diese Frauen sind immer still, selbst ihre Kleidung ist schwarz, von Kopf bis Fuß, und ewig rascheln Astern in ihren Händen, so unbegreiflich leise. Die Zeit läßt diese Frauen unberührt. Die Zeit kommt irgendwo von vorn, nimmt mal die einen, mal die anderen mit. Die Frauen aber trauern weiter – als sei das ihre Mission – trauern, trauern, trauern. Die Zeit ist für die andern da. Mit ihren wäßrigen Fischaugen verfolgen sie nur ihren ungestümen Lauf. Das Ritual der Trauer ist lang und schleppend. Und ordnet sich der allgemeinen Lebenslogik nicht unter. Die leidmütigen trauernden Mädchen und Frauen verwandeln sich unmerklich in trauernde dürre alte Weiblein. Die blutleere Haut wird wächsern, die Augen verlieren an Glanz, nur die Trauerbekleidung und die Astern verändern sich nicht. Trauerndes Geschlecht. Freudloses, leidenschaftsloses, stilles Geschlecht.

Nachdem Kristina alle ihre Angehörigen verloren hatte, lebte sie allein – nicht nur im eigentlichen Sinne. Alle Bilder in ihrem Gedächtnis hatten sich aufgelöst, die Gesichter und Körper der Lebenden und Toten verschwammen zu vagen Schemen, und sie fühlte sich nicht mehr mit ihnen verbunden: konnte in Gedanken nicht mit ihnen reden, über komische Dinge lachen oder in langen eintönigen Monologen ihr Herz ausschütten. Nachts schlief sie traumlos. Sie empfand sich selbst nur als Pflanze, als welkende Blume. Nur als welkende.

Sie brauchte das natürlich nicht: Hätte sie aber, wie allgemein üblich, sagen wollen, daß ein Ereignis nach der einen oder anderen Begebenheit stattfand (man sagt zum Beispiel: „Das geschah nach dem großen Sturm"), Kristina hätte es nicht vermocht. Um sie herum tobten keine Stürme, alle ihre Tage glichen einer dem anderen. Und hätten doch Stürme getobt, hätte sie sie kaum wahrgenommen, geschweige sich ihrer erinnert. Höchstens, wenn es der einzige Sturm ihres Lebens gewesen wäre. Sie besaß keinerlei Merksteine, so typisch für Menschen, die sich an der Zeit orientieren, die, um ein bestimmtes Ereignis zu behalten, sich auf ein anderes stützen – das früher oder später geschah –, das jedoch im Gedächtnis haften bleiben muß. Unbedingt. Kristinas Tage aber waren alle gleich.

Sie erwachte auch immer zur gleichen Zeit. Kaum hatte sie die Augen geöffnet, erschienen ihr in den ersten Sekunden alle Gegenstände ungewöhnlich groß, ja riesig. Bald darauf entfernten sie sich und erlangten wieder ihre üblichen Ausmaße. All das vollzog sich in völliger Lautlosigkeit. Dann lag Kristina mit weit geöffneten Augen da, und ihr Gesicht drückte das hoffnungslose Bemühen aus, sich zu erinnern, wer sie war und wo sie sich befand. Immer wieder überraschte sie das Krächzen der Krähen, das kurze rhythmische „Tack, Tack, Tack" (das Fallen der Lärchenzapfen). Ganz allmählich wurde ihr bewußt, Kristina zu sein. Erinnerte sie sich an das hundertjährige Gehöft, die großen Bäume, die Spinnweben und an ihre Trauer – an ihr ganzes Dasein. Das waren die einzigen Minuten des langen Tages, da sie lächelte. Ein Lächeln voller Verwunderung. Ihr mühevolles Erwachen wurde dieses Mal dadurch erschwert, daß sie im Dämmerlicht des Zimmers die Silhouette eines Menschen gewahrte. Das hatte sie noch nie erlebt. An diesem Morgen stand ein Mann in der Türöffnung in der Haltung eines Watussikriegers, hinter ihm sah sie zwischen den Bäumen am Horizont die Sonne aufgehen, ihren äußersten Rand. Kristina konnte einfach nicht begreifen, warum der Mann in der Türöffnung stand. Er hätte dort nicht stehen dürfen. Sie lächelte, und ihr Gesicht sah gewiß wunderschön aus, denn der Fremde lächelte gleichfalls. Als sie gänzlich zu sich gekommen war, zuckte sie zusammen, und ihr Lächeln schwand bis zum nächsten Morgen, die Tür aber schloß sich allmählich, und der Mann war fort.

An dieser Stelle lohnt es, ein wenig vorzugreifen.

Zu der Stunde, da ein feiner Strahl der Nachmittagssonne durch die Zweige, Baumstämme und das Fenster dringt und auf die hintere Zimmerwand fällt, beleuchtet er die Fotografie in einem schmalen holzgeschnitzten Rahmen. Ein Hochzeitsbild, das bereits ein wenig vergilbt ist. Es zeigt einen Mann und eine Frau. Der Mann in schwarzem Jakkett und weißem Oberhemd mit einer verspielten Fliege unterm Kinn. Die Frau in weißem Brautkleid. Der Mann steht ein wenig seitlich, den Kopf leicht geneigt, und blickt sehnsuchtsvoll die Frau an. Er ist stark, dieser Mann, sein hageres Gesicht wirkt entschlossen, die feinen Fältchen um die Augen zeugen davon, daß er gern lacht; nicht einmal am Hochzeitstag hat er's geschafft, sich ordentlich zu kämmen. Das ist ein Mann, der den Frauen im Traum erscheint, vor sie hintritt, ihnen die Hand reicht und sagt: „Komm, laß uns gehen", und sie streckt ihm bebend wie die Zeitung in den Fingern eines Greises die Hand entgegen und erwacht, ist den ganzen Tag wie betäubt und behauptet, das käme von der Sonne oder vom Wetterumschlag, und wenn sie abends zu Bett geht, läßt sie es ihrem Ehemann gegenüber an Zärtlichkeit fehlen, der so müd und alltäglich ist, und hofft, erneut jenen Traum zu erleben; doch vergebens. So ist also dieser Mann, der auf dem Foto die Frau im Brautkleid anblickt. Das Gesicht der Frau ist oval, ein wenig erschrocken, auf den Lippen der Anflug eines Lächelns, die Haut blaß und mit einem Makel behaftet, der jegliche Schönheit vernichtet – sie ist pockennarbig. Selbst die Bemühungen des unbekannten Fotografen haben die Narben nicht zu retuschieren vermocht. Der Sonnenstrahl läßt die Verunstaltung der Frau besonders stark hervortreten. Das ist das Bild von Kristina und ihrem Mann Petras. Was hat die beiden Menschen vereint? Wieso schaut dieser fast vollkommene Mann seine Braut so sehnsuchtsvoll an? Wieso?

An der Wand hängen auch andere Fotos. Betrachtet man sie, weiß man, daß die Sehnsucht des Mannes kein kurzer Rausch war. Zwei Fotos sind sehr wichtig. Auf dem einen halten der Mann und die Frau in den Armen einen Säugling, gänzlich in Spitzen gehüllt, daß er gar nicht zu sehen ist. Der Mann blickt strahlend Mutter und Kind an. Das Glück auf seinem Gesicht übertrifft alle anderen Gefühle, so daß er auf diesem Bild ein wenig töricht wirkt. Wenn etwas den Menschen begeistert, vergißt er sich selbst und ähnelt einem Schlafenden: Die Unterlippe sinkt herab, der Mund öffnet sich leicht, die Augen scheinen abwesend. Wie ein anderes Foto beweist, ist diese Begeisterung selbst nach zwanzig Jahren noch zu spüren. Der noch schmaler gewordene und bereits grauhaarige Mann, umringt von Kindern unterschiedlichen Alters, blickt sehnsuchtsvoll eine unschöne, gealterte Frau an – seine Ehefrau.

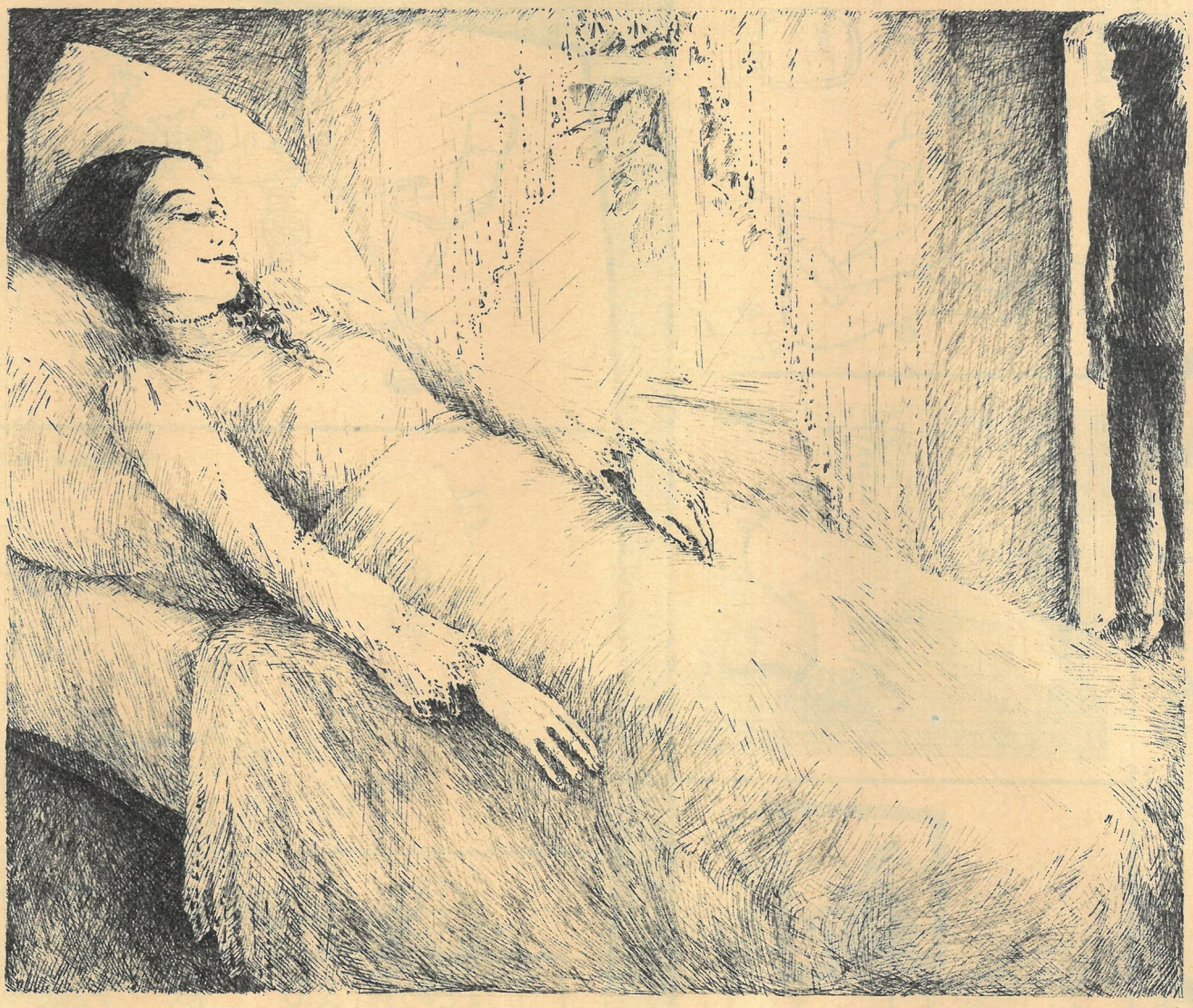
Was soll's, es ist Zeit, in die Gegenwart zurückzukehren. Den ganzen Tag rätselte Kristina herum, ob das ein Trugbild war oder nicht. Die Silhouette des Fremden hatte sich ihr eingeprägt – und sie glaubte fast, ein Dieb habe sich nachts eingeschlichen. Nachdem sie jedoch alles gründlich geprüft hatte und nichts vermißte und die Erscheinung des Mannes im Dämmerlicht nur schemenhaft war, ordnete sie sie den anderen gesichtslosen Silhouetten in ihrem Gedächtnis zu. Welch Unterschied, um wen man trauerte? Selbst wenn das nur ein Spuk war, der Tiefe ihres Bewußtseins entsprungen, prägte sich ihr der Tag genau ein. Der Anflug eines bislang noch fremden Gefühls bemächtigte sich

Der 1953 in Kaunas geborene Autor unserer Geschichte studierte Psychologie und Philosophie an der Universität in Vilnius und debütierte schon mit vierundzwanzig Jahren in der Literatur. Sein 1977 erschienener Erzählungsband „Welt ohne Grenzen" machte auf ein neues, eigenwilliges Talent aufmerksam. Kondrotas, der in seinen Erzählungen Reales und Phantastisches miteinander phantasievoll verknüpft, versucht Verständnis zu erwecken für den anderen, indem er den nicht immer jedem verständlichen Wegen der menschlichen Seele nachspürt. Die Erzählung erscheint demnächst in der „Novitätenkassette 2" des Verlages Volk und Welt in der Übersetzung von Irene Brewing.

Illustration: Christa Unzner

ihrer. Ohne alles recht begriffen zu haben, machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, daß es Wirklichkeit werden könnte, was sie zu träumen geglaubt hatte. Wenn auch nicht ihr, so könnte es dennoch geschehen. Und das war bereits etwas Neues – ein kleines hellblaues Blümchen auf dem grauen Grund der Gleichgültigkeit.

Kristina erwog nicht, ob sie es sich wünschte, all das möge Wirklichkeit werden. Das kam ihr gar nicht in den Sinn. In ihr regte sich etwas Weibliches. Doch der Schatten der Lärchen und Kastanien zwang sie unwillkürlich, alles



zu vergessen. – Kristina aber hatte sich geirrt. Der Mann, von dem sie geträumt hatte, existierte wirklich. Er war ein gewöhnlicher Landstreicher mit grünen Augen, der ziellos über Felder und Pfade zog. An dem Morgen kam er in das von Bäumen umringte Gehöft, in der Hoffnung, von einer Wirtin, die schon früh auf den Beinen war, eine Tasse Milch angeboten zu bekommen. Nachdem er sich umgeschaut und niemanden entdeckt hatte, öffnete er die Tür.

Während Petras sich von dem Gehöft entfernte und über die feuchte Herbstwiese stapfte, dachte er an das eben Erlebte und vermochte das leichte Beben in seinem Körper nicht zu unterdrükken; ihm war, als streiften unsichtbare Finger über die Perlen des Rosenkranzes. Als er die Tür öffnete, erblickte er ein breites Bett mit weißen Federbetten und darin eine schlanke Frau, deren Gesicht, von schwarzem Haar umrahmt, in hellem Licht erstrahlte, das im Dämmer des Zimmers zerrann. Die Frau sah ihn an und lächelte mit leicht geöffneten Lippen. Nie zuvor hatte Petras Schöneres und Heiligeres gesehen. Er erschrak vor soviel Anmut, schloß rasch die Tür und eilte davon, auf einen Schuß in den Rücken gefaßt. Er war überzeugt, daß die Frau nicht allein war. Solche Frauen sind nie allein, dachte er.

Ohne zu ahnen wohin er ging, erreichte er das nächste Einzelgehöft. Dort schloß er sich einer Gruppe Erntehelfer an, die Kartoffeln rodeten. Nachts auf dem Heuboden erkundigte er sich bei den Leuten nach der Frau in dem von Bäumen umringten Gehöft und wer ihr Mann sei. Der Bursche, der neben ihm lag, stützte sich auf den Ellenbogen und fragte mißtrauisch: „Sei ehrlich, Bruder. Du willst sie doch bestehlen?"

„Nein", erwiderte Petras verwundert.

Die Männer wollten nicht begreifen, wie ein Mensch, der nichts Böses im Schilde führte, sich für Kristina interessieren konnte. Petras erzählte alles, aber sie glaubten ihm nicht. Erst später kam einer der Männer darauf: Das Halbdunkel sei schuld gewesen, daß Petras sie nicht richtig sah. Er wurde ausgelacht und erhielt den Rat, sie sich am Tage anzuschauen. Petras hatte es sich sowieso vorgenommen, diese Frau noch einmal aus der Ferne zu betrachten. Er wäre um das Gehöft geschlichen wie ein verjagter Hund.

Kristina entdeckte ihn etwa zwanzig Schritt von ihr, er stand im Gras. Auch sie hielt inne und beobachtete, wie er sich an einen Baum lehnte. Dann sah sie, wie er sich umwandte und die Hände vors Gesicht hielt. Es war also doch kein Traum, sagte sie sich und dachte zum ersten Mal in ihrem Leben an ihr Aussehen, an ihr Gesicht. Daß es unschön war. Der Mann kann sie nicht anschauen. Warum ist er wiedergekommen? Sie kehrte um und schritt eilig davon.

Als sie einige Stunden später an derselben Stelle vorbei mußte, war der Mann immer noch dort. Er saß unter einem Baum und wandte kein Auge von ihr. Dann erhob er sich und kam zögernd näher. Kristina wartete. Was wollte er?

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen?" fragte er. „Holz sägen oder sonstwas?"

„Eigentlich nicht", erwiderte Kristina. „Nein, ich brauche nichts."

Das Gesicht und die Augen des Mannes aber schienen sie anzuflehen.

„Möchten Sie vielleicht eine Tasse Milch?" bot sie ihm an. „Kommen Sie doch herein. Ich überleg's mir."

Er hat Hunger, dachte Kristina. Er hat Hunger, deshalb ist er hier.

Beim Essen traute sich Petras nicht aufzublicken. Das war dieselbe wundervolle Frau. Was gibt es da zu spotten?

„Ich werde mich hier in der Nähe aufhalten", sagte Petras dumpf, „und morgen wiederkommen. Vielleicht findet sich doch eine Arbeit für mich?"

Es hielt ihn nicht länger im Haus. Er stellte die Tasse behutsam auf den Tisch und lief hinaus. Kristina sah, wie er sich entfernte und hinter den Bäumen verschwand. Und sie weinte bitterlich – zum ersten Mal sich selbst bedauernd und nicht andere. Sie hörte die Tränen auf das Kopfkissen tropfen, und ihr Herzeleid überflutete die Brust, eine Vielzahl kleiner Dämme von Beschwernissen fortspülend. In ihr erwachte die Frau, die noch von keinem geliebt worden war. Ein Mann hatte sie nur zweimal anzuschauen brauchen.

Kristina aber hatte sich geirrt. Sie wurde geliebt. Als Petras am nächsten Tag erschien, war er entschlossen, seine lähmende Scheu zu überwinden. Er glaubte nicht, daß diese Frau ihn liebgewinnen könnte, doch im tiefsten Innern hoffte er, bevor er das Land für alle Zeiten verließ, in der Erinnerung der Frau ein wenig anders zurückzubleiben als die übrigen. Auf der Schwelle sitzend, begann er von seinem Wanderleben zu erzählen. Schwer zu sagen, was Kristina dabei empfand. Niemand hatte jemals mit ihr so gesprochen. Wie wenig bedarf es doch, eine Frau zu wecken? Alles, alles war ihr neu und überraschte sie. Ganz allmählich entfaltete sich in ihr die Schüchternheit wie eine nächtliche Schönheit.

Petras sah diese Veränderung, erfaßte aber ihren Sinn nicht. Er erzählte, daß er irgendwo in Rußland an der Wolga einst der Sekte der tanzenden Brüder angehört hatte.

„Wissen Sie, sie glauben, daß der tanzende Mensch sich Gott nähert, und so tanzen sie. Das ist ihr Gebet. So ist das." Er erhob sich von der Schwelle und zeigte ihr, wie man tanzt. Kristina blickte ihn gedankenverloren an, wie er tanzte und tanzte und sein Gesicht sich erhellte. Sie spürte, daß seine Seele sich von der Erde löste und aufstieg, spürte aber nicht, daß Petras zu ihr emporstrebte. Seine Seele drängte zu ihr. Wie verzaubert blickte sie ihn an, sein gespanntes Gesicht, die tanzende Gestalt. Immer noch tanzend, ohne zu wissen, was er tat, näherte er sich ihr und legte ihr die Hände auf die Schultern. Er empfand etwas ganz Seltsames. Als ziehe ihn jemand aus voller Kraft an den Hosenträgern. Dabei trug er gar keine, doch jemand zog ihn zurück, er aber überwand den Widerstand und bewegte sich auf unbegreifliche Weise immer voran. Er sah nur die Augen der Frau, die auf ihn gerichtet waren, hob die Arme und als er sie wieder sinken ließ, spürte er unter seinen Handflächen ihre Schultern. Plötzlich entschwand er ihren Blicken. Alles schwand. Sie glaubte, in dichten weißen Nebel zu tauchen. Weißer Schlamm sog sie ein. Weiße Liebesglut. Noch begriff sie nicht, spürte aber, im Feuer gebrannt, würde er zu Porzellan. Weißer Ton – Kaolin.

Was war geschehen? Was in dem Manne vorgegangen, daß er auf dem Einzelgehöft unter den Lärchen für immer blieb? Weshalb strahlten seine Augen noch zwanzig Jahre später vor unendlicher Sehnsucht und Zärtlichkeit? Das hatte in der Tat das Dämmerlicht bewirkt. Nur im Dämmerlicht erschien sie ihm so, wie er sie sein Leben lang sah. Denn der Mann nahm die Dinge immer so wahr, wie sie sich ihm beim ersten Mal darboten.

Am Türschild des Kritikers stund:

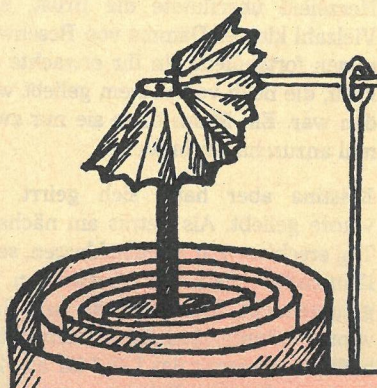
Telegant gesagt

Am schwersten hat es die leichte Muse. Hans Albers

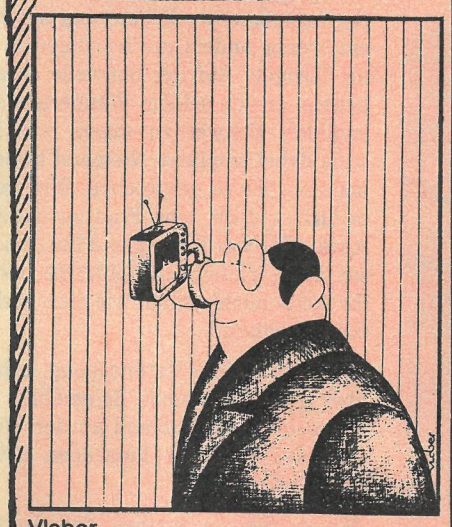
Der echte Heros ist nicht denkbar
ohne Eros. G. W. Heyse

Lieber Trauerspiele, die Lustspiele sind,
als Lustspiele die Trauerspiele sind. M. Hinrich

Wenn es in der Fernsehröhre knistert,
muß das nicht immer an der
Spannung liegen. F. Hannemann

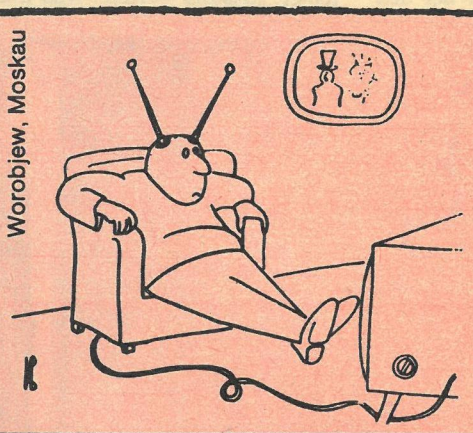


Der beste Dichter ist die Zeit.

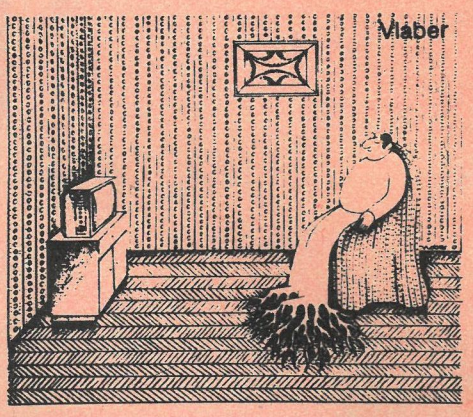


Vlaber

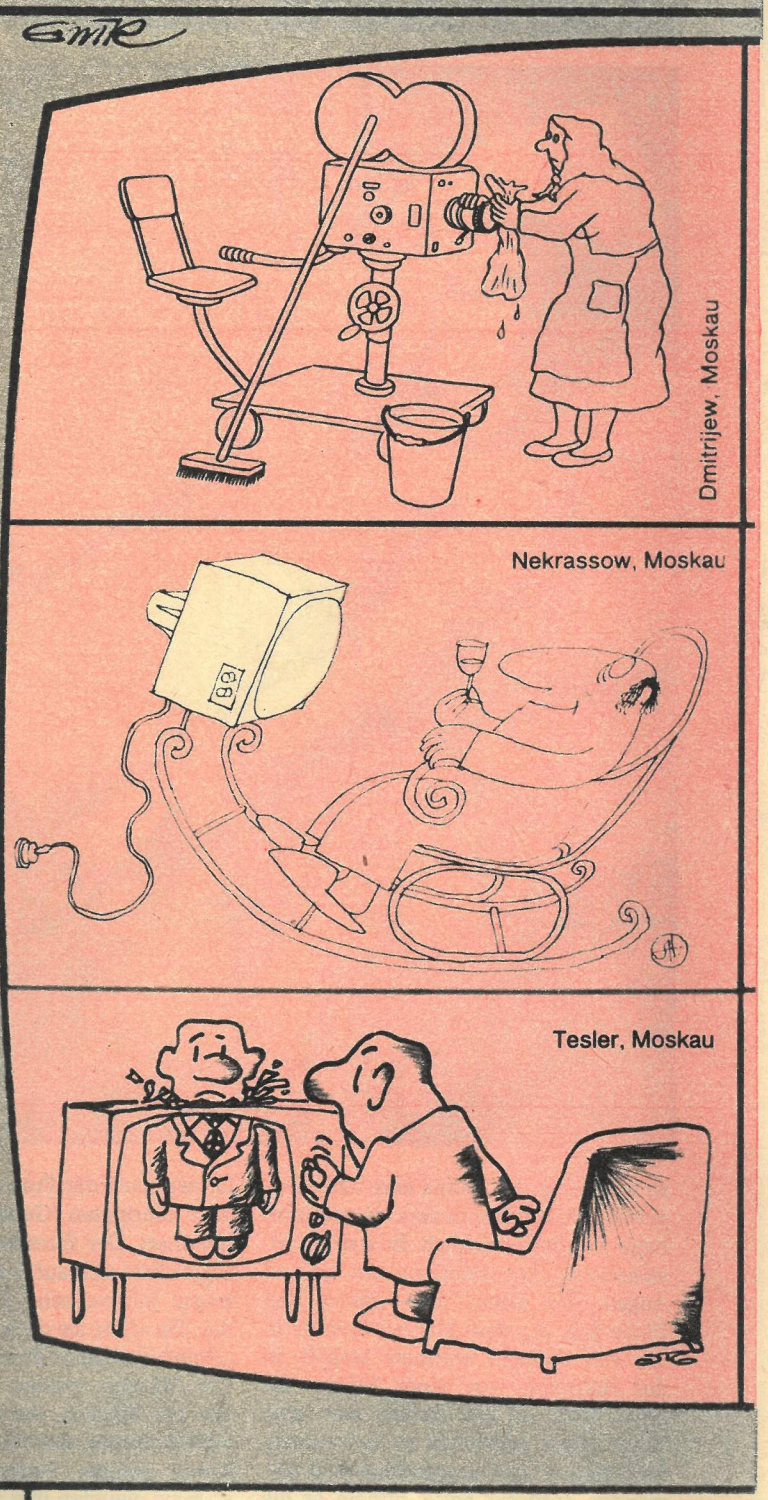
Fernsehwellen können sehkrank machen.



Worobjew, Moskau

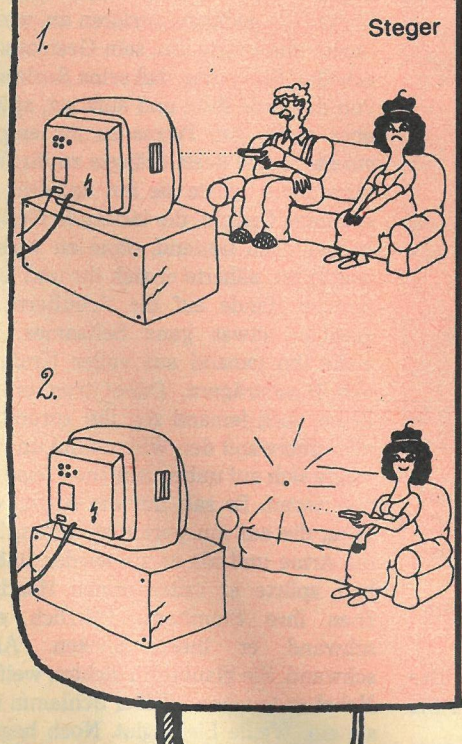


Vlaber



Dmitrijew, Moskau

Nekrassow, Moskau

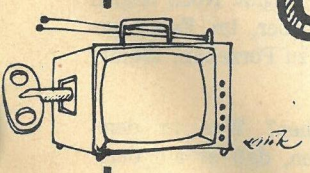


1. Steger

2.

Soldatow, Moskau

Tesler, Moskau



Artur Dshalan

Geht's nicht etwas leiser?

Jemand klopfte an mein Zimmer, ich öffnete. Vor mir stand ein älterer Mann im Schlafanzug. „Sind Sie der neue Nachbar? Ich wohne nebenan und habe eine Bitte an Sie: Stellen Sie doch Ihren Fernseher etwas leiser!"

„Was für einen Fernseher?" fragte ich verblüfft, „ich habe doch gar keinen."

„Waaas? Bitte, sprechen Sie doch etwas lauter, ich höre ein wenig schwer."

„Ich besitze keinen Fernseher", brüllte ich.

„Dann eben ein Tonband!"

„Ich habe auch kein Tonband!" schrie ich zurück.

„Na, dann eben das Radio."

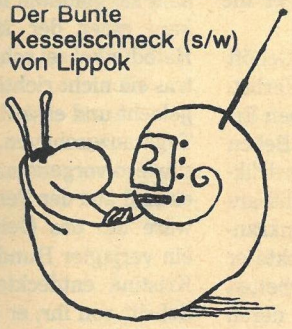
„Ich habe nichts außer einem Bügeleisen", erklärte ich ihm.

„Gut, dann stellen Sie das leiser. Bitte, nehmen Sie Rücksicht." „Gut, ich stelle mein Bügeleisen leiser", lenkte ich vermittelnd ein.

„Und was, bitte schön, hatten Sie alles nicht?"

„Ich habe alles, außer einem Tonbandgerät, Radio, Fernseher, Auto, Motorrad, Motorrolle, Moped, Fahrrad, Motorboot, Kühlschrank, Staubsauger, Waschma-

Der Bunte Kesselschneck (s/w) von Lippok

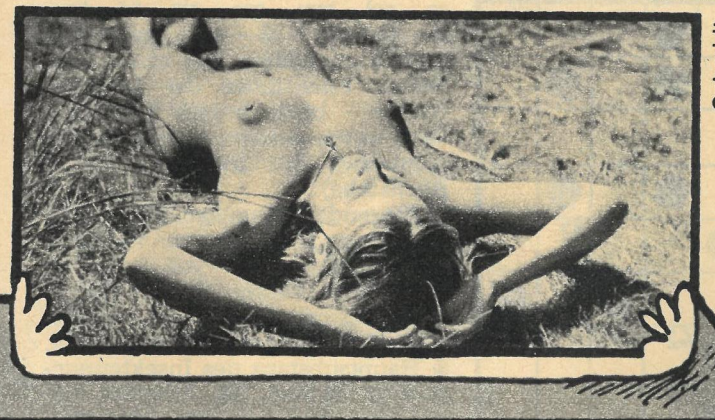


So richtig seßhaft wurde der Mensch erst mit Erfindung des Fernsehsessels.

Ich bin sehr leicht verwundbar, aber unsterblich — sagte der Hauptheld.

„Vorsicht, bissiger Mund!“

Der Fernsehgeist ist willig, aber das Fleisch bleibt nicht wach.



Schmidt

Sucht der Mann 'nen Scheidungsgrund, dann gibt er acht,
Schaut durchs Fernbild auf die Frau bei Tag und Nacht.
Hat sie fern 'nen andern gerne,
Ist er nah und doch so ferne.
Und sieht alles, was der andre mit ihr macht.
's doch schön, so bequem,
Ist ja riesig angenehm –
Aus der Ferne siehst du heiter,
wie er zärtlich wird und keck –
Wenn's dir Spaß macht, guckst du weiter,
Wenn's dich ärgert, guckst du weg.

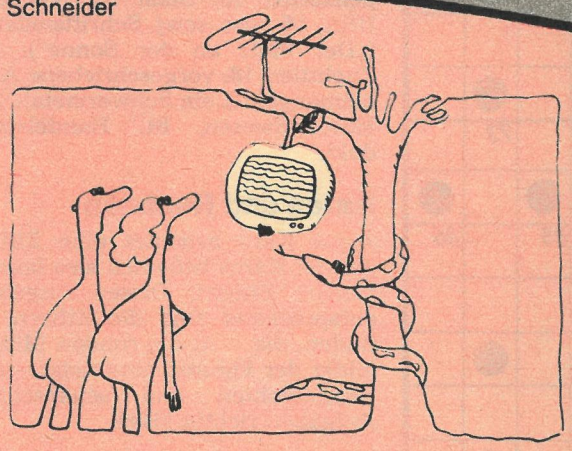
Otto Reutter

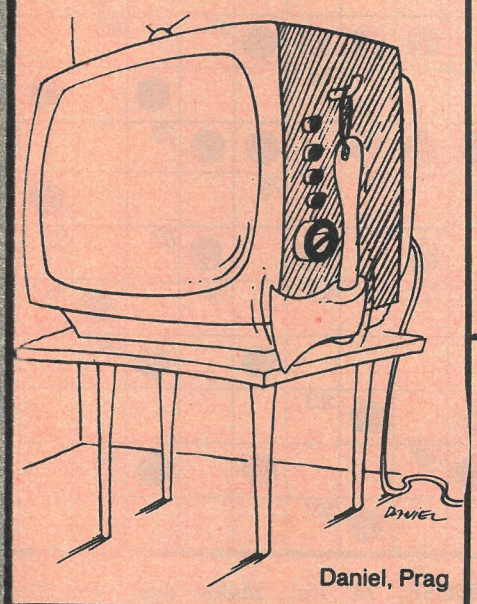
2 Wochenspruch

Wie schwer ist es, mit jemandem zufrieden zu sein!

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

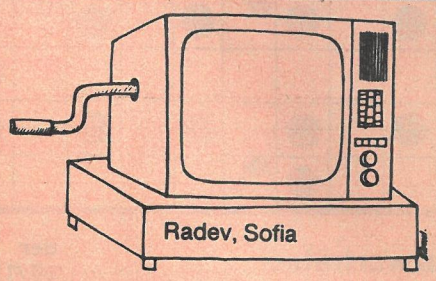
Schneider





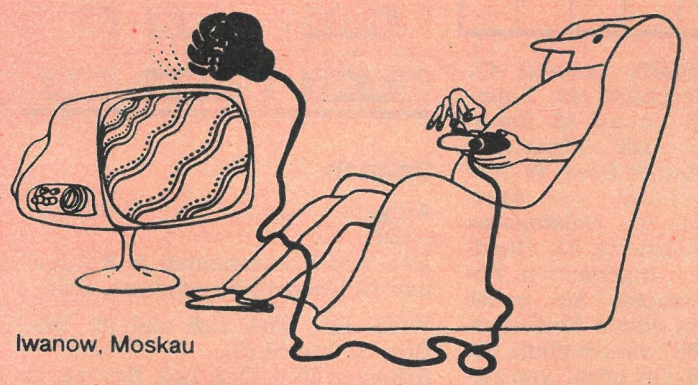
Daniel, Prag

Sliva, Prag



Radev, Sofia

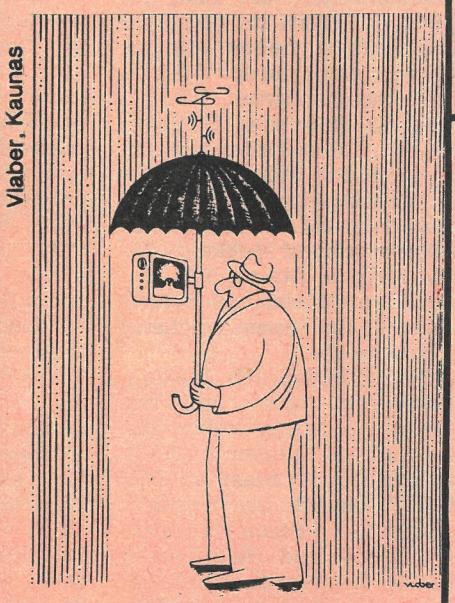
Zwei Mäuse nagen sich durch das Filmarchiv.
„Nun, wie schmeckt dir der Streifen?“ fragt die eine.
„Ich glaube“ – antwortet die andere – „der Roman war besser.“



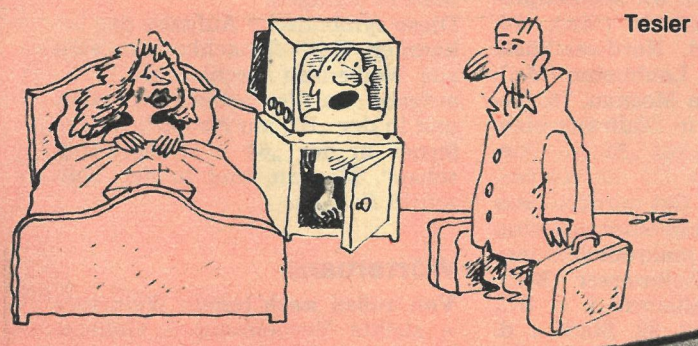
Iwanow, Moskau

Mancher Fernsehschwank gleicht der Mikroelektronik des Mittelalters.

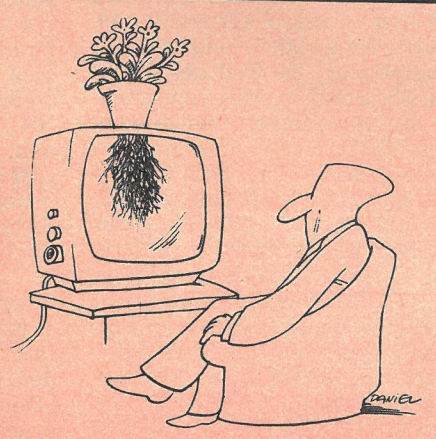
Prof. Friedrich



Vlaber, Kaunas

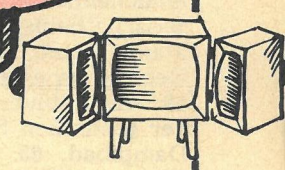


Tesler



Daniel

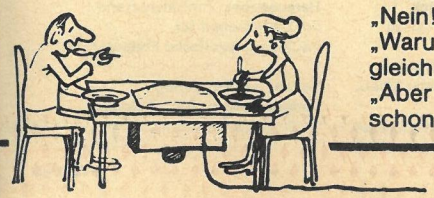
Das Abschalten durch Anschalten ausschalten.



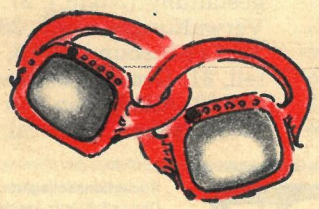
schine, Kaffeemühle, Saftpresse, Mausefalle und Schnapsbrennanlage…“
„Warten Sie“, unterbrach er mich. „Was faseln Sie da für komisches Zeug? Sprechen Sie langsamer. Werden Sie sich einen Fernseher kaufen, wenigstens einen Schwarz-Weiß-Apparat?“
„Nein!“
„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“
„Aber ich habe es doch schon gesagt“, schrie ich und wischte mir die Tränen aus den Augen.

„Na gut“, sagte er. „Deshalb müssen Sie nicht weinen. Ich habe einen Fernseher. Ich werde ihn so laut stellen, daß auch Sie etwas hören können…“

Aus dem Russischen von Wolfgang Grella



Dörck



Sie waren eine glückliche Familie: ER, SIE und – der Fernseher.

Die Lust an der Kritik beraubt uns des Vergnügens, selbst von den schönsten Werken ergriffen zu werden.

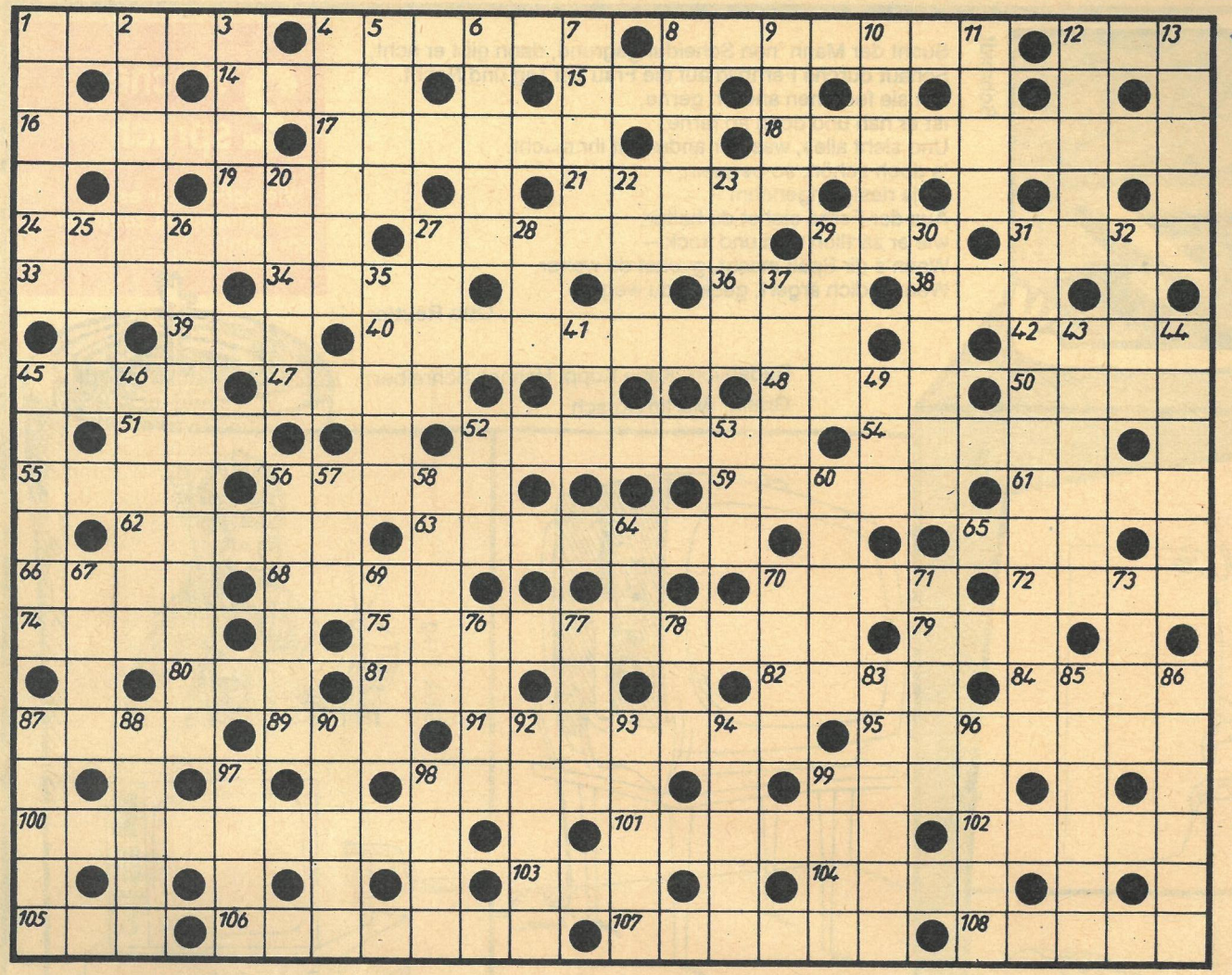
La Bruyère

Was so ein richtiger Fernsehfuchs ist, der schläft **vor** seiner Röhre.

Witz und Laune müssen, wie alle kuriosen Sachen, mit Sorgfalt gebraucht werden.

Lichtenberg

★RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Dnepr-Nebenfluß bei Kiew, 4. Karsttrichter, 8. ein chem. Element (Metall), 12. europ. Inselbewohner, 14. französ. Stadt nordwestl. von Reims, 15. Trinkstube, 16. fliegendes Wirbeltier, 17. Fürstentum an der Côte d' Azur, 18. Bezeichnung für seltene Minerale, die meist zu Schmuck verarbeitet werden (Einzahl), 19. keltischer Name für Irland, 21. eine Zwiebelpflanze, 24. Teil des Dachstuhls, 27. Stadt in Mittelgriechenland, 29. Bergrücken bei Braunschweig/BRD, 31. gehacktes Schweinefleisch ohne Fett (mundartl.), 33. Hast, 34. niederländ. Maas-Nebenfluß, 36. Höhenzug des Weser-Berglandes/BRD, 38. australischer Laufvogel, 39. Kurzbezeichnung für das Bundeskriminalamt der USA, 40. ovale Bürste zum Putzen von Haustieren, 42. Förderkorb im Bergbau, 45. Fluß im SW von Ghana/Westafrika, 47. ein Düngemittel, 48. Mädchenname, 50. Ort im äußersten NO Norwegens, 51. Mädchenname, 52. akrobatisch-tänzerische Beinspreizübung (Mz.), 54. Männername, 55. Lufthauch, 56. Gebirge im asiat. Teil der UdSSR, 59. Herbstblume, 61. Hauptstadt der Lettischen SSR, 62. finnisches Dampfbad, 63. öffentl. Musikaufführung, 65. Großstadt nordwestl. von Tokio, 66. Stadt im Mittelwesten der Türkei, 68. ein Donaunebenfluß, 70. svw. Schauspieler, 72. Angehöriger eines Volkes im NW der UdSSR, 74. ital. Maler des 16./17. Jh., 75. Sternkunde, 79. Vorgebirge, 80. feierl. Gedicht, 81. Mädchenname, 82. Dnepr-Nebenfluß, 84. starke Salzlösung, 87. früherer Lanzenreiter, 89. Fluß im südl. Peru, 91. Stern im Sternbild Löwe, 95. Offizier hohen Ranges, 98. Bewohner einer europ. Volksrepublik, 99. ostsibir. Strom, 100. Bezeichnung für einen sowj. Soldaten vor 1946, 101. Facharbeiter der graphischen Industrie, 102. von der Armee auf Fahrzeugen mitgeführter Gefechtsbedarf, 103. Windschatten, 104. Völkerschaft auf Hokkaido/Japan, 105. afrikan. Strom, 106. Begriff beim Kartenspielen, 107. Schallplattenmarke, 108. wasserreichster Strom Frankreichs.

Senkrecht: 1. Wahlspruch, Losung, 2. akustisches oder optisches Warnzeichen, 3. Weser-Nebenfluß, 4. Ablegespiel mit Steinen, 5. Quellfluß der Schilka, 6. Staat im NW der USA, 7. Gestalt aus Schillers „Don Carlos", 8. Sammelbezeichnung für Würz- und Heilpflanzen (Einzahl), 9. Kunstgriff, Kniff, 10. Vorbild, 11. ein Fütterungsverfahren, 12. Rhône-Nebenfluß, 13. Männername, 20. Ostseebad der DDR, 22. altphönizische Göttin, 23. svw. modegerecht, elegant, 25. Stadt in Mittelitalien, 26. Erneuerung, Umgestaltung (latein.), 27. staatl. sowj. Verwaltungseinheit, 28. Wagenteil, 29. Lebensbund (Mz.), 30. Bestecketeil, 31. Großhandelsmarkt in Leipzig, 32. Alkaloid in den Teeblättern, 35. Aufsehen, Skandal, 37. Ort östl. von Dakar/Republik Senegal, 41. Zeitalter, Zeitabschnitt, 43. Zahnfäule, 44. Truppenschau, 45. Rennpferd, 46. schweizer. Alpenberg südwestl. des Thuner Sees, 49. niederländ. Stadt nördl. von Apeldoorn, 52. Abfluß des Balatonsees zur Donau (kanalisiert), 53. Handlung, 56. schwed. Ingenieur u. Polarforscher, versuchte als erster den Nordpol mit einem Freiballon zu erreichen (1897 verschollen), 57. Langarmaffe, 58. Ort nördl. von Accra/Ghana, 60. Geburtsort von Karl Marx, 64. Hausflur, 67. Mühlenprodukt, 69. Speisefisch (Mz.), 70. kleine Insel v. d. Nordwestküste Irians/Pazifik, 71. Laubbaum (Mz.), 73. Stadt südl. von Moskau, 76. Garonne-Nebenfluß in Südfrankreich, 77. weibl. Gestalt aus „Eugen Onegin", 78. englisch: Öl, 83. altröm. Quellnymphe, 85. Ort nordöstl. von Woronesh, 86. Sammelbezeichnung für elastische makromolekulare Werkstoffe, 87. Zeitmesser (Mz.), 88. Genossenschaftsform i. d. SU, 90. Flüssigkeitsrest, 92. Stadt a. d. Bode, 93. Mädchenname (Kurzf.), 94. svw. Verbrechen, 96. Wesensart, 97. Kura-Nebenfluß, 98. Staat im N der USA, 99. Titelgestalt bei Shakespeare.

Silbenrätsel

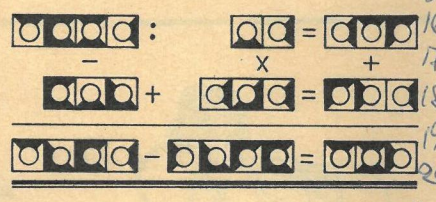
Aus den Silben ~~a~~ – ~~be~~ – ~~ber~~ – ~~ber~~ – ~~chi~~ – ~~del~~ – ~~der~~ – ~~do~~ – ~~drä~~ – ~~e~~ – ~~ei~~ – ~~er~~ – ~~fer~~ – ~~fle~~ – ~~ge~~ – ~~i~~ – ~~in~~ – ~~ja~~ – ~~ka~~ – ~~kel~~ – ~~maus~~ – ~~me~~ – ~~ming~~ – ~~na~~ – ~~na~~ – ~~ne~~ – ~~ni~~ – ~~nie~~ – ~~nowsk~~ – ~~o~~ – ~~re~~ – ~~re~~ – ~~rei~~ – ~~ri~~ – ~~rie~~ – ~~sal~~ – ~~se~~ – ~~se~~ – ~~sel~~ – ~~sen~~ – ~~ses~~ – ~~sis~~ – ~~ta~~ – ~~te~~ – ~~te~~ – ~~te~~ – ~~tin~~ – ~~ul~~ – ~~wa~~ – ~~wy~~ sind 21 Wörter zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben der Lösungswörter – beide jeweils von oben nach unten gelesen – ergeben ein polnisches Sprichwort (ch = 1 Buchstabe):

~~1~~. fliegendes Säugetier, ~~2~~. Ortsveränderung, ~~3~~. Oper von Verdi, ~~4~~. Stadt südwestl. von Kasan, Geburtsort Lenins, ~~5~~. Fehllos, ~~6~~. eine Methode der Bodenentwässerung, ~~7~~. pastenartiges Medikament, ~~8~~. Hauptsubstanz des Insektenpanzers, ~~9~~. Erdteil, ~~10~~. Jungtier, ~~11~~. strenger Verweis, ~~12~~. Mädchenname, ~~13~~. Polstermöbel, ~~14~~. Truppenspitze, ~~15~~. Staat im NW der USA, ~~16~~. russ.-sowj. Schriftstellerin („Der Platz an der Sonne"), ~~17~~. Zuchttier, ~~18~~. vorgeschriebene Arzneimenge, ~~19~~. ein Schwermetall, ~~20~~. Märchenwesen, ~~21~~. Handelsprodukt.

1 F E
2 R I
3 E N
4 U J
5 N E
6 D A
7 S L
8 C H T
9 A E
10 F R
11 T D
12 I E
13 S S
14 T T
15 W O
16 L B
17 E E
18 D S
19 E S
20 R E
21 W R

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Schach

Aufgabe von Fritz Hoffmann (DDR)
Den WM-Kontrahenten A. Karpow und G. Kasparow gewidmet, 1984.

Weiß: Kf7, Th2, Lc8 und f8, Sd5, Bc4, c5 und e4 (8);
Schwarz: Kc6, Dc2, Lc3, Bc7, e6, f2 und f3 (7).
Matt in 2 Zügen.
Diese symbolische Aufgabe des bekannten DDR-Schachkomponisten aus Weißenfels erschien als Preisaufgabe im Fernsehen der DDR und in der „BZ am Abend", Berlin, ferner in der „64 – Schachrundschau", Moskau, und in der Zeitschrift Schach.

Wörterband

Von außen nach innen: Weinstock – strikte Verneinung – Geliebte des Zeus – Wind der äußeren Tropenzone – gesamtruss. marxist. Kampfzeitung – Ballspiel zu Pferde – Riemenwerk der Zugtiere – Pelzwerk – Schwung, Begeisterung – Rhônenebenfluß – ein Grundnahrungsmittel.

Von innen nach außen: Treffer beim Fußballspiel – Nebenfluß des Dnepr i. d. Belorussischen SSR – Begründer der UdSSR – Hahnenfußgewächs mit blauen Blüten –

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

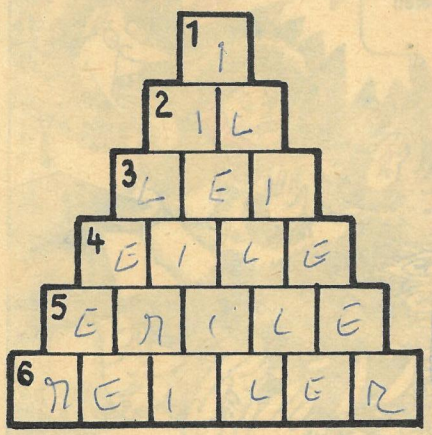
künstlerischer Einzelvortrag – großer Naturgarten – eine Winkelfunktion – Wanderhirte – einheimische Faserpflanze – Zuchttier.

R	E	B	E	N	I	G
O	L	O	S	I	E	L
P	N	I	S	E	L	E
A	A	O	T	R	E	D
R	L	R	B	E	K	A
K	E	N	I	N	A	M
S	I	N	U	S	N	O

Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – zu verwenden:

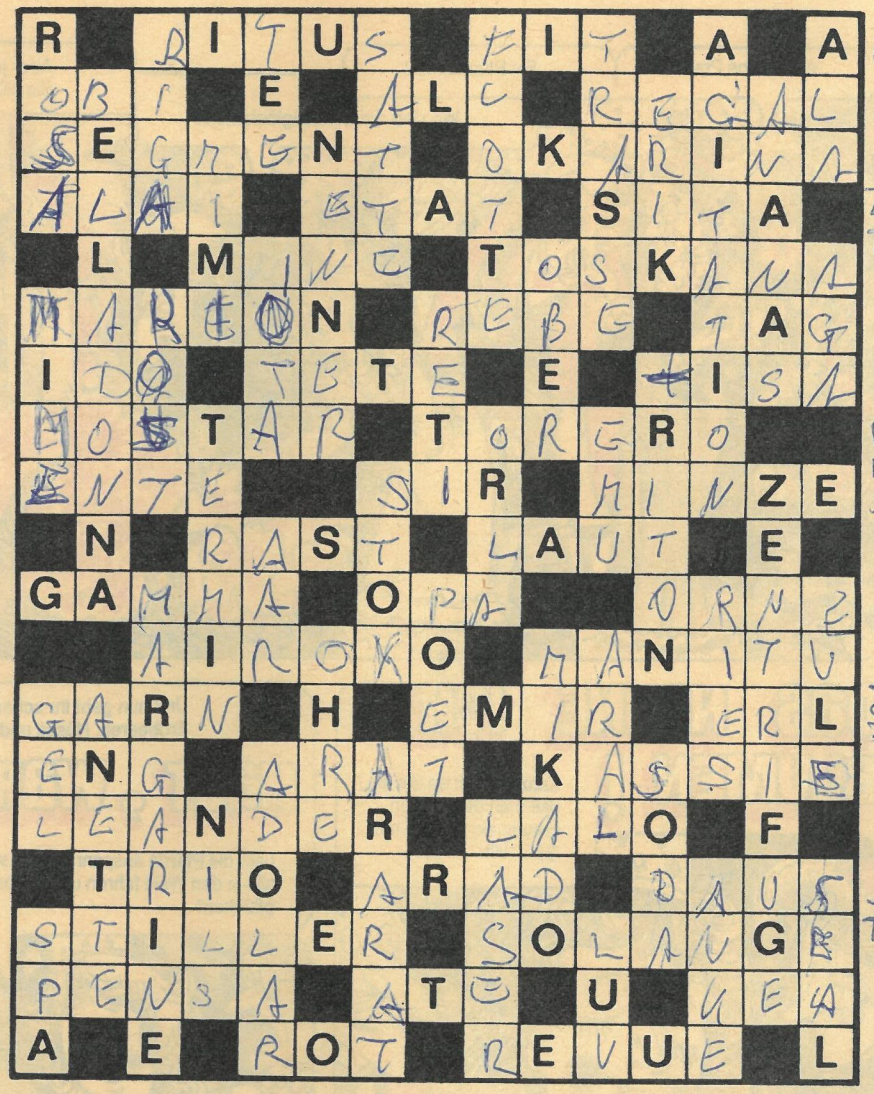
1. Vokal, 2. sowj. Flugzeugtyp, 3. Schiefer, Fels, 4. Hast, 5. Vorname Zolas, 6. Vorrichtung zur Herstellung von Holzkohle.



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Raupe – Kanon – Beere – Sport – Natron – Beile – Rinder

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für ein Verbindungsstück für Gasleitungen.



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. erloschene Vulkangruppe im türkischen Armenien, 2. Werbung; Methode zur Entwicklung des gesellschaftl. Bewußtseins, 3. das Universum, 4. sowj. See in Mittelasien, 5. griech. Göttin der Verblendung, 6. Mädchenname, 7. Gebirge im S der Kirgisischen SSR, 8. Südfrucht, 9. schweizer. Dorf (Sommerfrische) im Kanton Tessin, 10. Stahlplatte mit Versteifungen, 11. altgriech. Schriftsteller (315–240 v. u. Z.), 12. dichterisch: Adler, 13. Stadt in Oberitalien, 14. männl. Operngestalt aus „Euryanthe", 15. westrumän. Stadt an der Mures, 16. amerikan. Riesenkröte, 17. svw. Tollkirsche, 18. Karte im deutschen Kartenspiel, 19. Haushaltsplan, 20. straußenähnl. Laufvogel, 21. Schwimmvogel, 22. Ritter der Artusrunde, 23. österr. Grenzort in Tirol, 24. svw. räumlich beschränkt, 25. Nachtvogel, 26. islam. Fürstentitel, 27. ein Geschirrspülmittel, 28. Gesamtheit der Schiffe eines Staates, 29. griech. Buchstabe, 30. gelatineartiges Gebilde, 31. Nähmaterial, 32. eine Kunstsprache, 33. griech. Buchstabe, 34. Sennesstrauch, 35. ein Nestorpapagei, 36. Geliebter der Hero, 37. Lichtwellenverstärker, 38. Ton, Klang, 39. die dem Wind zugekehrte Seite eines Schiffes, 40. französ. Komponist spanischer Herkunft (1823–1892), 41. svw. Schauspieler, 42. Gottheit nordamerikan. Indianerstämme, 43. Bergwerk, 44. Brotaufstrich, 45. Mädchenname, 46. Geschicklichkeitsspiel mit Stäbchen, 47. jugoslaw. Stadt a. d. Neretva, 48. aromatisches Kraut, 49. weibl. Operngestalt aus „La Boheme", 50. Teil des Bruches, 51. nord. Männername, 52. tönerne Schnabelflöte, 53. Elbe-Nebenfluß i. d. ČSSR, 54. Großvater, 55. Saale-Nebenfluß, 56. Gürtel zum Kimono, 57. Karte im deutschen Kartenspiel, 58. nordwestfranzös. Fluß zum Kanal, 59. Industriestadt a. d. Sura (im Wolgaland der RSFSR), 60. syw. Dichter, Lyriker, 61. feierl. Brauch, 62. Ausstattungsstück mit Gesang und Tanz, 63. Farbton, 64. Bücher- oder Warengestell, 65. Hauptstadt der Lettischen SSR, 66. Teil des Weinstocks, 67. Zersetzungsprodukt an Eisen, 68. Farbe, 69. tschech. Schachmeister früherer Jahre, 70. Wanderpause, 71. deutscher Rechenmeister des 16. Jh., 72. Kreis- oder Kugelabschnitt, 73. belgischer Badeort, 74. Ort nördl. von Kaunas/Litauische SSR, 75. Milchschüssel, 76. bedeut. schwedischer Filmregisseur (gest. 1928), 77. russisch: Tisch, 78. spanischer Mädchenname, 79. Natriumkarbonat, 80. engl. Anrede, 81. Fell der Pelzrobbe, 82. mittelitalien. Landschaft, 83. Stierkämpfer, 84. Zeitpunkt; Frist, 85. Abschnitt der Woche, 86. aromat. Aufgußgetränk, 87. Truppenspitze, 88. abgesteckte Linie beim Straßenbau, 89. jugoslaw. Donaunebenfluß (zw. Novi Sad und Belgrad), 90. griech. Meergott, 91. Musikstück für drei Instrumente, 92. Maschine zum Trennen von Stoffen verschiedener Dichte durch Fliehkraft.

Sitzenbleiber

Der BAUARBEITER nennt sich „Wort";
ihm nimmt man kurz ein r hinfort
und hat sogleich 'ne „Wand aus Stein"
(wie sollte es auch anders sein);
gibt man dazu ein „blühend Pflänzchen",
wird niemand mehr geholt zum Tänzchen!

Geschütteltes

MOND und LAIE – bestens gemischt –
ist ein Getränk, das uns erfrischt.

Auflösungen aus Heft 8/1985

Kreuzgitter, Waagerecht: Ohr(60), Aksa(8), Soll(77), Elain(24), Os(58), Basen(20), Kontur(40), Loreiei(51), Pantine(67), Radfahrer(70), Koks(42), Ria(74), Amos(10), iga(36), Leo(49), Eni(27), Prosa(69), Latte(46), Li(53), Metteur(55), Rio(72), Salami(79), Bonbon(21), Nil(57), Onestep(62), UN(86), Anden(12), Aries(6), Bor(22), Gag(30), Ego(25), Steg(81), Aes(2), Onon(66), Erblasser(44), Barrels(18), Arterie(15), Ariana(4), Grieg(32), a. D.(17), Genie(34), Otto(64), Lese(52), Län(47).

Senkrecht: Monolog(56), Olbers(61), Reseda(75), Dan(23), Ankara(1), Kontra(39), Asti(5), Gare(35), Leif(48), Ala(3), one(65), Union(87), Phiole(68), Are(11), KIM(41), Kapillare(38), Meerbusen(54), Simon(82), Kommode(43), Lat(50), Atropin(9), Seine(78), Auber(14), Lai(45), Tas(84), Ion(37), Snobs(76), Engels(26), Tag(83), Ton(85), Otmar(59), Asa(13), Goliath(33), Gerade(29), Ablage(7), Asriel(16), Oregon(63), Ren(73), Sari(80), Été(28), Bart(19), Rial(71), Gnu(31).

Magisches Quadrat: 1. Manet, 2. Amado, 3. Nadir, 4. Edikt, 5. Torte.

Umstellrätsel: Haut, Uta, Meile, Otto, Riege, Esel, Sense, Kant, Enten. – Humoreske.

Buchstabentausch: Luft, Tell, Aloe, Durst, Kien, Linie, Gaze. – Florenz.

Einer fehlt: (B)eton, (R)ast, (A)rad, (M)angel, (A)rosa, (N)abel, (T)rasse, (E)sprit. – Bramante.

Raten und Rechnen:

2688	:		42	=	64
–			×		+
581	+		34	=	615
2107	–		1428	=	679

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 3) aus Heft 6/1985

Waagerecht: 1. Mir, 3. Dolomit, 8. Jenissej, 13. Atem, 14. Gogol, 15. Amt, 17. feminin, 19. Schimmel, 23. Ozean, 25. Eid, 26. Reh, 27. Mai, 28. Tobias, 30. Gneis, 32. Apia, 34. Obra, 35. Trabant, 38. Acht, 41. Start, 43. Are, 44. Aula, 45. Roi, 47. Lai, 48. Senat, 49. Stemmen, 51. Jerewan, 52. Eis, 54. Enna, 57. Sog, 59. Psalter, 61. Tablett, 63. Erika, 64. Kap, 65. Lel, 66. Orte, 67. Ire, 68. Irina, 70. Nobi, 72. Kalmare, 74. Esme, 76. Pare, 77. Midas, 80. Muskat, 81. Ili, 83. Bek, 84. Rur, 85. Samum, 88. Integral, 89. Vertrag, 90. Kalinin, 93. Aldan, 94. Gora, 95. Mele, 96. Gastrula, 97. Helikon, 98. Samowar.
Senkrecht: 2. Ratz, 3. DEFA, 4. Omen, 5. Orient, 6. Igidi, 7. Ton, 8. Joseph, 9. Elch, 10. Ilim, 11. Semipalatinsk, 12. Jaldati, 16. Most, 18. Nie, 20. Maat, 21. Bob, 22. Dia, 24. Egart, 28. Tomsk, 29. Brennspiritus, 30. Gnome, 31. Salz, 33. Iran, 36. Rasseln, 37. Beet, 39. Ca, 40. Trester, 41. Siegel, 42. Stella, 44. Anna, 46. Oro, 50. Ente, 53. Ite, 55. Abgas, 56. Leim, 58. Manet, 59. Para, 60. Krim, 62. Traum, 64. Kipling, 66. Ob, 69. Nele, 71. Orella, 72. Kartei, 73. Emma, 74. Eskimo, 75. Manila, 78. Irene, 79. Dur, 82. Igor, 83. Baal, 85. Sago, 86. Agon, 87. Ukas, 89. Váh, 91. new, 92. Ner. **Lösungswörter:** Armenien – Jakutien.

Es gewannen:

1. Preis	100,– M	Heinz Malech 1134 Berlin
2. Preis	75,– M	Bernd Scholz 7700 Hoyerswerda
3. Preis	50,– M	Rudi Blaha 9274 Wüstenbrand
4. Preis	25,– M	Heidrun Geist 1501 Töplitz

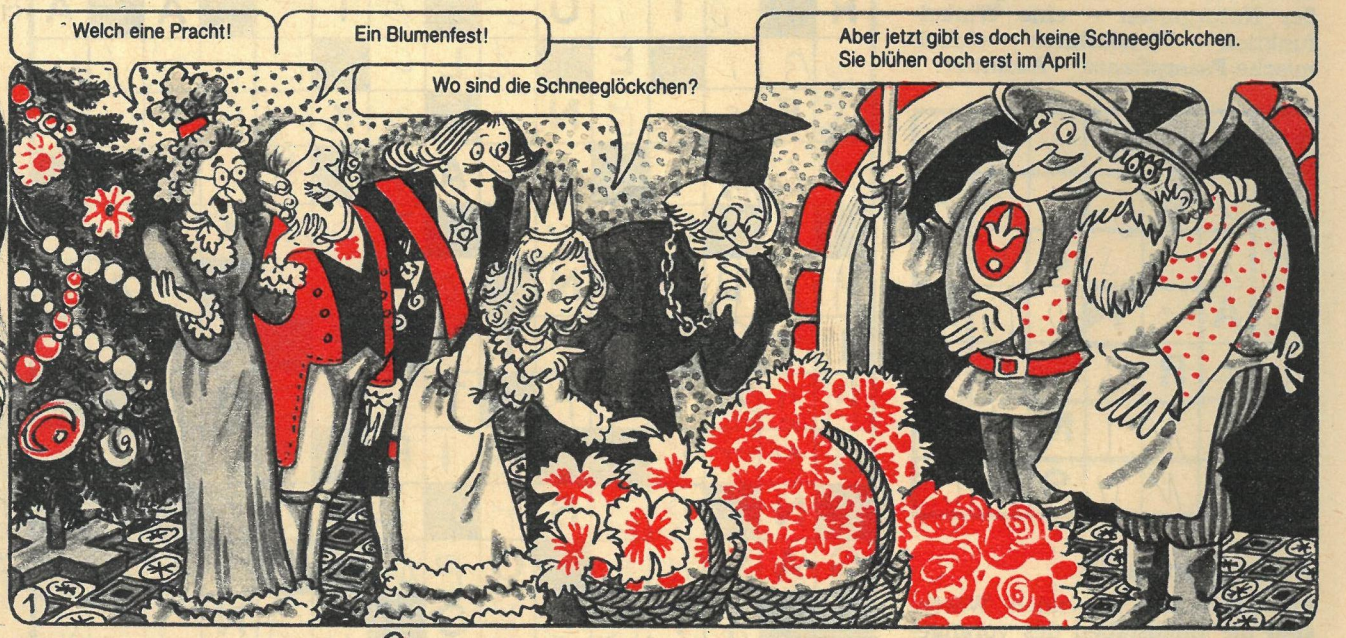
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 27 03 277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE

Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.



Journalisten
an den Brennpunkten
des Weltgeschehens
Potsdam 1945 –
Helsinki 1975

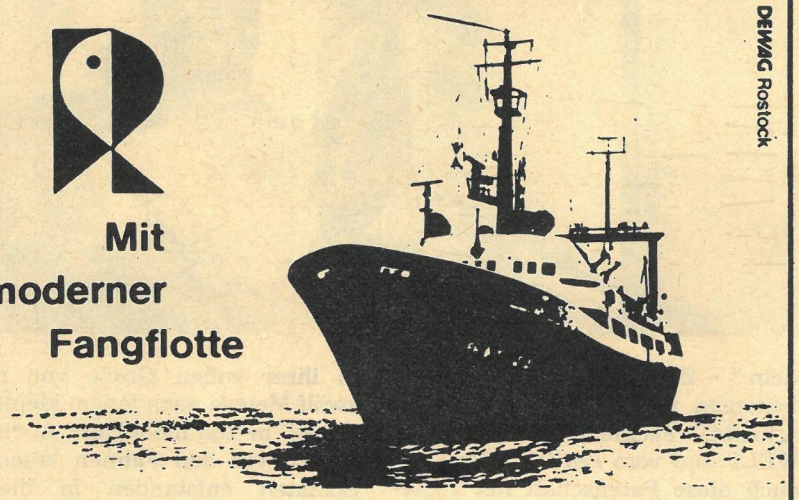
Der Sieg

Koproduktion:
UdSSR/DDR
Ein Film nach dem
gleichnamigen Roman
von
Alexander Tschakowski
Szenarium:
Wadim Trunin,
Jewgeni Matwejew
Drehbuch u. Regie:
Jewgeni Matwejew
Mit
Alexander Michailow,
Andrej Mironow,
Klaus-Peter Thiele,
Karin Düwel,
Günter Grabbert,
Ramas Tschchikwadse
u.a.
Festliche Uraufführung
am 3. Mai 1985
um 16.30 Uhr
im Berliner Filmtheater
KOSMOS

Progress Film-Verleih

DEWAG Rostock

Mit moderner Fangflotte



Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als
Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!
Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 53/I/85

VERLASSEN SIE SICH AUF UNSERE ERFAHRUNGEN

DIE KRAFTFAHRER VON SOVTRANSAVTO HABEN BEREITS NAHEZU 20 MILLIARDEN KILOMETER MIT 10 MILLIONEN TONNEN TRANSPORTGUT ZURÜCKGELEGT.

SOVTRANSAVTO
befördert das Außenhandels-, Ausstellungs- und Diplomatengut sowie Gegenstände des persönlichen Gebrauchs im Auftrag von sowjetischen und ausländischen Betrieben, Firmen und Privatpersonen.

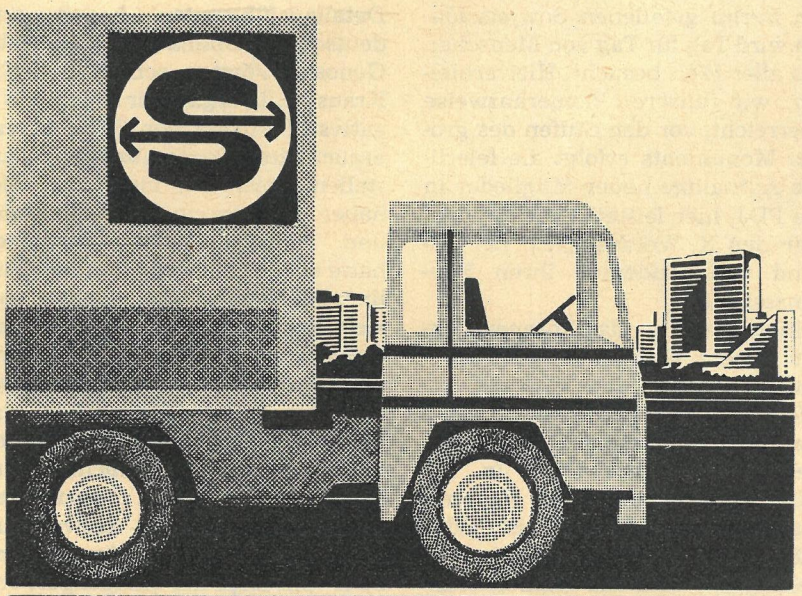
SOVTRANSAVTO
unterhält 20 feste Kraftverkehrslinien für Kleingutbeförderung.

SOVTRANSAVTO
verfügt über moderne Transportmittel, darunter über Schwerlastsattelanhänger, Kühlwagen, Containerwagen und Tiefrahmensattelanhänger.

Unsere Adresse:

Sovtransavto

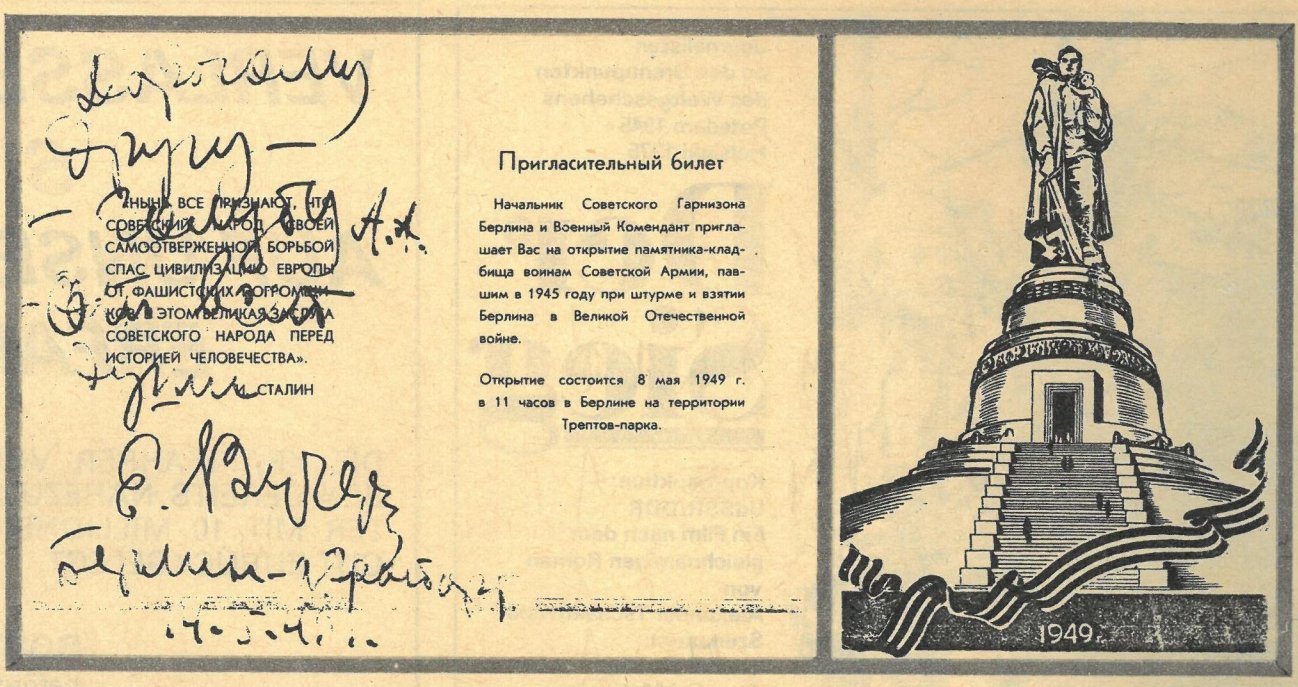
UdSSR, 103009, Moskau
Kusnetzki most, 6/3
Telefon: 221-36-53
Telex: 411251, 411252, 411924

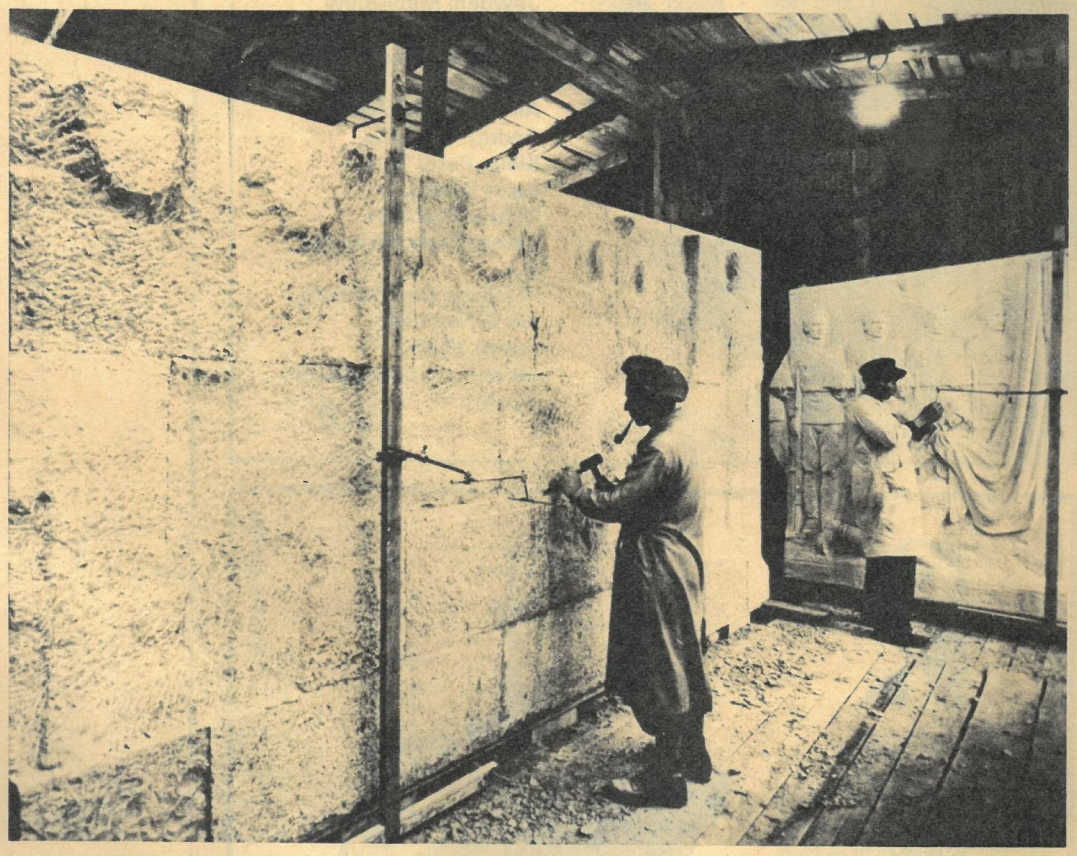


Sovtransavto

Aktion Ehrenmal

Treptows Junge Historiker berichten





Das Ehrenmal für die im Kampf um Berlin gefallenen Sowjetsoldaten wird Tag für Tag von Menschen aus aller Welt besucht. Hier erhielten wir unsere Pionierausweise überreicht, vor den Stufen des großen Monuments erfolgt die feierliche Aufnahme neuer Mitglieder in die FDJ, hier leisteten die Teilnehmer der X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten ihren Friedensschwur.

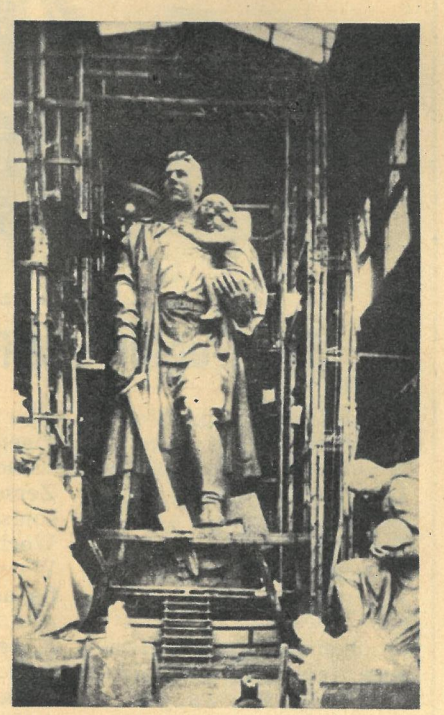
Erinnerungen an das Ehrenmal haben unsere Vorgänger zusammengetragen und in einer Chronik veröffentlicht (Staatsverlag 1980). Mancher wird fragen: Gibt es noch Neues zu entdecken? – Ja, die Mühe des Suchens und Nachfragens lohnt. Und heute ist jeder „Mosaikstein" wertvoll. Drei neue Dokumente sind auf unterschiedlichen Wegen an uns gekommen…

Einen Brief mit historischen Fotos erhielten wir vom Genossen Helmut Förster, einem Freund des 1974 verstorbenen Bildhauers Felix Krause, der dem Kollektiv der mit Detailausführungen beauftragten deutschen Bildhauer angehörte. Genosse Förster schreibt: „Felix Krause… übergab mir… einen Negativstreifen mit der Bitte, daraus brauchbare Positivabzüge herzustellen. Felix war nicht nur Bildhauer. Er war ein begabter Maler und Kupferschmied. Eigentlich hatte er Mechaniker bei einem Berliner Meister gelernt, welcher speziell Reparaturen an Kunst- und Spieluhren ausführte. Den Filmstreifen hatte er mit einer selbstgefertigten Kamera abgelichtet, um Erinnerungsfotos zu gewinnen. Leider war diese Kamera nicht absolut lichtdicht. So sind auf diesem Streifen nur wenige gut auswertbare Negative zu finden. Gelungen sind zwei vom Kopf der Hauptfigur, von denen zwei Abzüge beiliegen. Ich übergebe sie Euch für die weiteren Forschungsarbeiten und denke, dabei im Sinne meines Freundes und Genossen Felix Krause zu handeln." – Zu unserer großen Freude bekamen wir sogar den Film geschenkt, Fachleute von FREIE WELT und vom Berliner Verlag – auch diese Patenschaft hat Tradition – ermöglichten die vollständige Abbildung des rechts innen wiedergegebenen Motivs.

Über die dargestellte Arbeitsphase enthält das Buch vom Ehrenmal genaue Angaben… „Ein Teil der Räumlichkeiten und das Hofgelände der Kaserne am Treptower Park standen für den Bau des Ehrenmals zur Verfügung. Im Gebäude befanden sich Verwaltungs-, Unterkunftsräume und anderes. In den auf dem Hofgelände errichteten Hallen und Arbeitsschuppen entstanden die Entwürfe für alle plastischen Elemente… In einer Ecke der Kaserne, an der Elsenstraße – gegenüber vom ehemaligen Straßenbahnhof – war ein turmartiges Gebäude errichtet worden. Die Hauptfigur, der Soldat mit dem Kind auf dem Arm, wurde hier in ihrer vollen Größe von rund zwölf Metern nach jenem kleineren Modell in Ton modelliert. Auch die beiden vor den Fahnen knienden Soldaten entstanden in diesem Raum zunächst in Ton." (Bild rechts außen).

Im November 1984 hatten wir eine Begegnung mit einem Veteranen, der beim Bau des Ehrenmals dabei war. Genosse Walter Paul, bis heute auf vielen Gebieten handwerklich und künstlerisch tätig (Bild links außen: in seiner Werkstatt), war der verantwortliche Bildhauer für den vierten Sarkophag der rechten Reihe. Er erzählte uns: „Die vorbereitenden Arbeiten für die Reliefs am Sarkophag wurden auf dem Gelände der Kaserne Treptow ausgeführt. Als ich 1948 anfing, wurde schon am Modell der Hauptfigur gearbeitet. Ende des Jahres begannen wir, die Reliefs an Ort und Stelle in Stein zu hauen. Damit die Arbeiten im Winter nicht unterbrochen werden mußten,

Thälmann-Pioniere einer 7. Klasse waren es, die sich 1974 zur Erfüllung ihres Pionierauftrages „Folgt dem Weg des Roten Sterns!" zusammenfanden, um die Entstehungsgeschichte des Sowjetischen Ehrenmals in Berlin-Treptow zu erforschen. Was als Auftrag für ein Jahr begann, setzte sich unter der Leitung von Dr. Horst Köpstein als Arbeitsgemeinschaft Junger Historiker zunächst der 21. POS, dann des Kreispionierhauses Treptow fort. Die Jugendlichen trugen aus Zeitungen, Büchern und Dokumenten Bekanntes zusammen, entdeckten weniger Bekanntes und fast Vergessenes, fanden Kontakt zu einigen der etwa 1200 einst beim Bau beschäftigten Bürger unserer Stadt und schließlich sogar zu den sowjetischen Erbauern. Beeindruckende Erlebnisse: die Begegnungen mit Veteranen der Baustelle wie auch der Briefwechsel mit Angehörigen von in Treptow bestatteten Sowjetsoldaten. – Unterdessen, 36Jahre nach Einweihung der Gedenkstätte, ist nun schon die „dritte Generation" Junger Historiker am Werke.



wurde um jeden der Sarkophage eine Baracke herumgebaut; so entstanden 16 kleine Bildhauerwerkstätten." Das nebenstehende Foto zeigt den Genossen Paul in einer solchen Bauhütte bei der Arbeit.

Das dritte Dokument führt uns unmittelbar zum Eröffnungstag... Generalmajor-Ingenieur Alexander Golub, einer der für die Bauten in Treptow verantwortlichen sowjetischen Leiter, der die Arbeitsgemeinschaft bis zum Ableben im Jahre 1983 unterstützte, sandte uns als Xerokopie seine Einladungskarte für die Eröffnung des Ehrenmals am 8. Mai 1949. Sie trägt die Widmung: „Meinem lieben Freund – A. A. Golub – von ganzem Herzen J. Wutschetitsch. Berlin – Flugplatz 14. 5. 49". Wutschetitsch, der nach den Eröffnungsfeierlichkeiten wieder nach Moskau zurückflog, war von den verantwortlichen Ingenieuroffizieren zum Flugplatz begleitet worden.

Die in der Druckerei der „Täglichen Rundschau" hergestellte Faltkarte, die auf den Außenseiten das Hauptmonument, die Figur der Mutter Heimat und den Sowjetstern zeigt, trägt auf den Innenseiten den Text: „Einladungskarte. Der Chef der Sowjetischen Garnison von Berlin und Militärkommandant lädt Sie zur Eröffnung des Ehrenmals für die Soldaten der Sowjetischen Armee ein, die im Jahre 1945 beim Sturm und der Einnahme Berlins im Großen Vaterländischen Krieg gefallen sind. Die Eröffnung findet am 8. Mai 1949 um 11 Uhr in Berlin im Gelände des Treptower Parks statt." (Abbildung ganz oben links).

In einem persönlichen Bericht für die jetzt von Frau Dr. Helga Köpstein betreute Arbeitsgemeinschaft schildert Ingenieur-Major Wladislaw Dubrowski die feierliche Zeremonie: „Unauslöschliche Erinnerungen und unvergeßliche Gefühle hinterließ die Eröffnung des Ehrenmals im Treptower Park am 8. Mai 1949, dem vierten Jahrestag der Kapitulation des faschistischen Deutschlands am Vorabend des strahlenden Tages des Sieges. Für uns, die Teilnehmer am Bau, und natürlich für die Schöpfer des Projekts war sie besonders bewegend.

In ihren Reden brachten die Teilnehmer der Schlacht um Berlin zum Ausdruck, daß der Sieg um einen teuren Preis errungen worden ist, um den Preis des Lebens vieler Söhne und Töchter unseres Vaterlandes. Sie schworen, die Ehre und den Ruhm der sowjetischen Soldaten hochzuhalten, das Andenken an die Gefallenen zu bewahren, sich ihres unsterblichen Heldenmutes würdig zu erweisen, den errungenen Sieg als etwas Kostbares zu bewahren.

Vor die Versammelten trat der hervorragende Funktionär der deutschen Arbeiterbewegung, Vorsitzender der SED, Genosse Otto Grotewohl. Er dankte dem sowjetischen Volk für die Befreiung des deutschen Volkes von den Schrekken des Faschismus. Er sprach vom Heldenmut der sowjetischen Soldaten, die nun für immer im Treptower Park ruhen. Er hob hervor, daß dieses Mahnmal ein Appell an alle ehrlichen Menschen auf der Erde sei, für Frieden und Sozialismus, gegen Faschismus und neue Kriegsbrandstifter zu kämpfen.

In feierlichem Schweigen legten viele, viele Abordnungen Hunderte Kränze, Tausende Blumensträuße nieder, neben den Eingang zum Mausoleum, auf die Treppe, die zu ihm hinaufführt, rings um den Kurgan, an die Rasenquadrate im Zentrum des Parterres. Bald war alles mit Blumen bedeckt. Und die Menschen kamen und kamen... Sie kommen auch jetzt noch. Sie werden immer kommen."

Im Auftrag der
Arbeitsgemeinschaft
Ramona Rau

Zusatzfoto: V. Hohlfeld

BRIEFMARKEN GALERIE

2

3

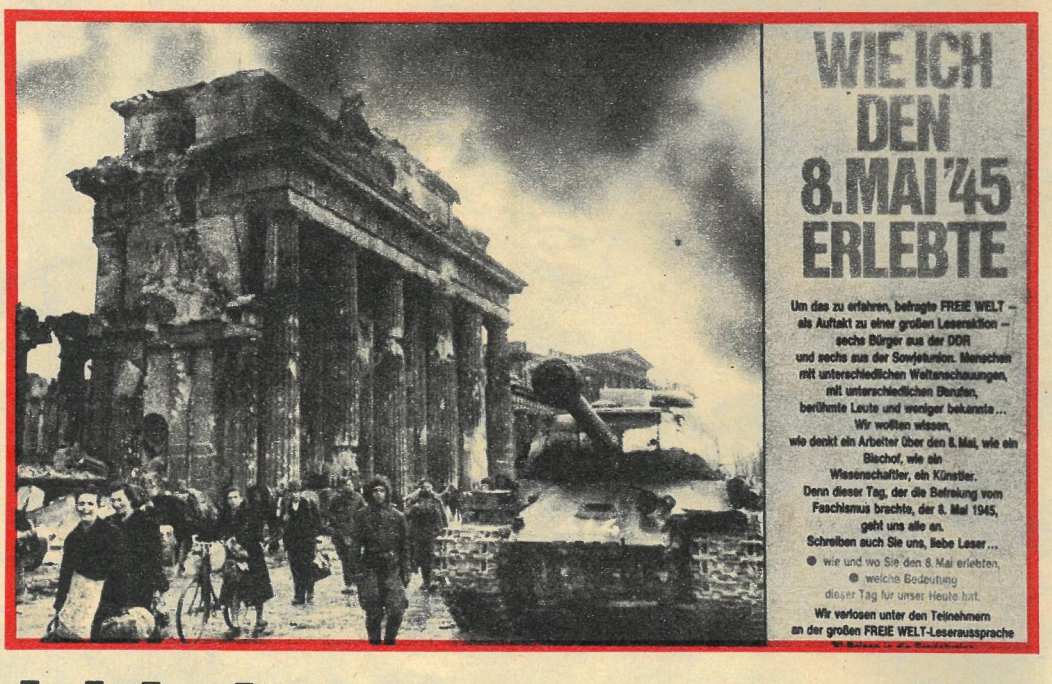
4

1

Der Beginn des Friedens

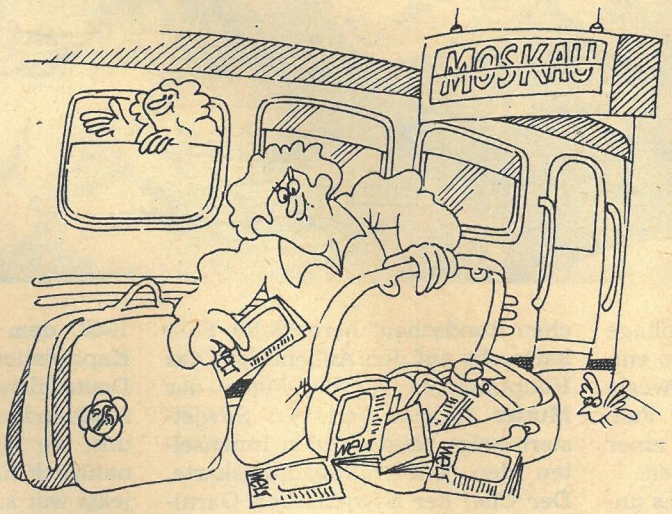
Leuchtfontänen und Sternenregen über der Donau. Als ganz Ungarn am 4. April 1985 den 40. Jahrestag der Befreiung beging, und in Budapest rund um den Gellertberg ein festliches Feuerwerk den Tag beschloß, war dem Ereignis schon eine postalische Präsenz vorausgegangen: Wenige Tage zuvor war ein Sonderblock erschienen. Man sieht darauf die Freiheitsbrücke, dahinter die Silhouette des Gellertberges mit der hoch emporragenden Statue des Befreiungsdenkmals. Und ringsherum erstrahlt die ungarische Metropole im Glanz eines riesigen Feuerwerks (Abb. 1). In der Monographie zu dieser am 28. März 1985 aufgelegten Emission heißt es: „Das gesamte Gebiet Ungarns war am 4. April 1945 völlig befreit. Für uns der Beginn des Friedens und des Wiederaufbaus … Der Briefmarkenblock ist eine Erinnerung an dieses entscheidende Ereignis unserer Geschichte." – Für den Philatelisten ist der 40. Jahrestag des Sieges und der Befreiung mit zahlreichen Neuerscheinungen verknüpft. Es sind inzwischen 21 Staaten, die das historische Datum des 8. Mai 1945 im Briefmarkenbild, als Sonderstempel oder Ganzsachenkarte würdigen. Die postalische Kunde vom Gedenktag der Zerschlagung des Hitlerfaschismus kommt in diesen Wochen aus Moskau und Warschau, aus Prag und Sofia, aus Belgrad und Bukarest, aus Paris und Oslo, aus Kopenhagen und Amsterdam … In der DDR wird am 7. Mai eine Serie vorliegen. Außer dem Ehrenmal für die sowjetischen Helden im Berliner Treptower Park wurden vier Motive ausgewählt, die davon berichten, wie in der DDR die historische Chance des Jahres 1945 genutzt wurde. Drei davon zeigen die Abbildungen 2 bis 4. Markanter Ausdruck unserer Entwicklung ist die Zusammenarbeit mit der UdSSR, das Markenbild des 10-Pfennig-Werts erinnert an den Kosmosflug von Sigmund Jähn und Waleri Bykowski im August 1978. Der 25-Pfennig-Wert ist der effektiven Bodenbewirtschaftung mit Hilfe moderner Großraumtechnik gewidmet. Auf der 50-Pfennig-Marke ist ein Bandautomat zur Herstellung von Mikrochips dargestellt. Das Motiv charakterisiert das Zusammenwirken zwischen Intelligenz und Arbeiterklasse beim sozialistischen Aufbau.

Henri Hamann



Ich habe lange überlegt

… ob ich zu diesem Thema überhaupt schreiben kann, denn ich bin erst 15 Jahre nach der Befreiung geboren. Ja, selbst mein Vater wird sich wenig an 1945 erinnern, er war damals fünf Jahre alt. Der 8. Mai vor vierzig Jahren ist für mich Geschichte, doch es ist lebendige Geschichte. Wesentlichen Anteil daran haben die Filme „Befreiung" und „Strategie des Sieges" sowie Erinnerungen meiner Großeltern an die hemmungslosen Lügen und Schreckensgeschichten, die man über das Sowjetvolk verbreitete. Für mich ist es erschütternd, daß BRD-Politiker die Kapitulation als Katastrophe ansehen. Wer SS-Treffen duldet, wer Konzentrationslager und die dort begangenen Verbrechen als Lüge hinstellt und wer mit Hochrüstung den Frieden garantieren will, zeigt sein wahres Gesicht. In wenigen Tagen beende ich meinen Grundwehrdienst in unserer NVA, doch damit soll mein Beitrag zum Schutz des Friedens nicht enden. Daß ich auch meine tägliche Arbeit als Beitrag zur Stärkung der DDR ansehe, bin ich den Helden des antifaschistischen Widerstandes schuldig. Sie ermöglichten es, daß ich sorglos auf-



Am 27. Juli 1985 beginnen die XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Moskau. Sollten Sie das Glück haben, zu den Delegierten zu gehören, oder auch nur einfach als Tourist in die Sowjetunion reisen, vergessen Sie auf keinen Fall unseren neuen

FW-Russisch-Lehrgang
„Russisch für Festivalgäste"

Denn Sie wollen doch gewiß nicht „sprachlos" Ihren Gastgebern gegenüberstehen. In sechs Lektionen – fortlaufend ab Heft 10/85 – bieten wir Ihnen nicht nur die notwendigsten Redewendungen, sondern auch ein grammatikalisches Minimum in leicht verständlicher Form an. Wieder sind wertvolle Preise zu gewinnen: Transistorradios, Bildbände des georgischen Malers Niko Pirosmani, Metalltabletts mit folkloristischer Malerei – bereitgestellt vom Mitherausgeber des Lehrgangs, dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Russisches Porzellan

So war es richtig in Folge 7 „Russisches Porzellan" (FW 7/85): Durch seine *Fabeln* wurde Iwan Krylow (1769–1844) berühmt. Der russische Kritiker Belinski sagte über ihn: „In seinen Fabeln wird wie in einem klaren polierten Spiegel der praktische russische Verstand wiedergegeben … in ihnen lebt die ganze Alltagsweisheit."

Der Wolf und die Hirten (1816)

Ein Wolf kam einer Hürde einst ganz nah / und sah

Preisfrage

Heft 9/85

An welchem sibirischen Fluß wurden aufsehenerregende Funde gemacht?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1×50M sind zu gewinnen.

wuchs, mich beruflich qualifizieren konnte, daß meine Kinder eine sichere Zukunft vor sich haben.

Gfr. Rainer Wieding, Berlin

Vier Jahre

hatte ich als Soldat am zweiten Weltkrieg teilgenommen, furchtbares Leid gesehen. Heute bin ich schon mehr als 20 Jahre als Kreissekretär der NDPD in Bad Liebenwerda tätig. Es ist mir eine Genugtuung, daß ich in dieser Zeit vielen Bürgern helfen konnte, richtige Positionen zu beziehen und der raffinierten Propaganda der Imperialisten nicht auf den Leim zu gehen, und sie als aufrechte Bündnispartner der Arbeiterklasse zu gewinnen.

Wilhelm Wetzel, Bad Liebenwerda

In unserer Schule

bereiteten wir uns gründlich auf den 40. Jahrestag des Sieges vor, folgten den Spuren der Befreier durch unseren Berliner Stadtbezirk Weißensee. Begegnungen mit Kommunisten und Antifaschisten vermittelten den Pionieren ein anschauliches Bild von irregeleiteten Hitleranhängern, die noch 5 Minuten vor 12 opferreiche Kämpfe in unseren Straßen provozierten. Am lebendigsten aber sind die damaligen Ereignisse aus den Briefen abzulesen, die ehemalige Kämpfer der Roten Armee den Jungen Historikern geschrieben haben. Deshalb sind wir besonders glücklich, daß im Mai Besuch aus Moskau zu uns kommt – von „unserer" 219. Panzerbrigade, die an der Befreiung unseres Stadtbezirks beteiligt war. Was für mich am 8. Mai 1945 begann, möchte ich 40 Jahre später mit einem Becher-Zitat umreißen: „Mir scheint, ich habe Glück in diesem Leben, da ich in meiner Zeit gewaltigem Streite die Waffe führe auf der richtigen Seite."

Käte Müller, Berlin

Namenlos als Häftling

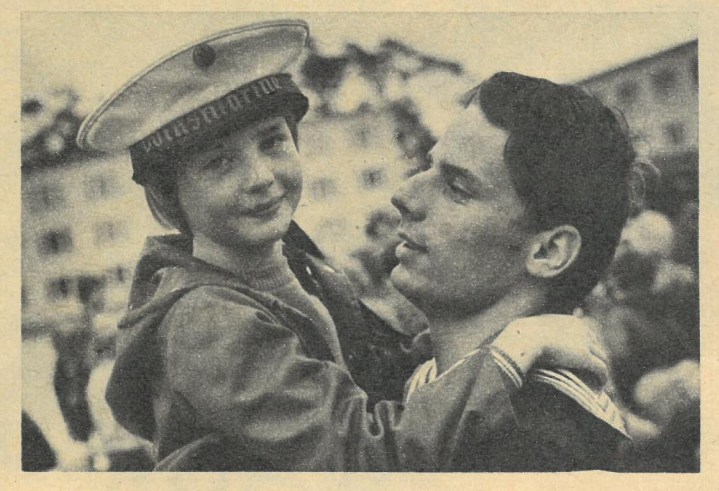
Nummer 27 254 des Konzentrationslagers Sachsenhausen begann auch für mich am 21. April 1945 der Auszug Tausender Häftlinge. Gerüchte gab es unter uns, das Lager müsse geräumt werden, weil die Rote Armee bereits in Bernau sei. Das war der Beginn des berüchtigten Todesmarsches zum Belower Wald. Trotz Hunger waren wir eigentlich in gehobener Stimmung, als wir streng bewacht das Lagertor passierten. Man drohte uns, Fluchtversuch oder Erschöpfung würden den Todesschuß bedeuten. Wir wurden in Trupps zu 500 Häftlingen eingeteilt mit großer Bewachung, außerdem folgte jeweils ein Abschußkommando von sechs SS-Leuten mit einem Hund. Rechts und links am Wegrande lagen erschossene Häftlinge – die Toten der Kolonne, die vor uns marschiert war. So kamen wir nach einigen Tagen über Wittstock im Walde von Below an. In der Nacht gruben wir uns mit den Händen Kuhlen, um darin zu schlafen. Als einzige Nahrungsquelle diente uns das frisch sprießende Gras und Löwenzahnblätter. Am dritten Tag traf vom Schweizer Roten Kreuz die erste Verpflegung ein. Dann ging der Marsch weiter über Parchim in Richtung Schwerin. Als wir am 5. Mai hinter Crivitz in einem Fichtenhain nächtigten und gerade die Morgendämmerung anbrach, kam ein Genosse und rief: „Waldemar, steh schnell auf, die SS-Posten sind getürmt, wir sind frei!" Das war der Tag meiner Befreiung und vieler anderer Häftlinge, die bis dahin unter den grausamsten Bedingungen gefangen waren. Wir umarmten uns unter Freudentränen. Unser Genosse Honecker hat tausendmal recht, wenn er uns zuruft, daß Frieden und nochmals Frieden das Gebot der Stunde sei.

Waldemar Aßmann, 85 Jahre alt, Leipzig

Aus Schutt und Trümmern

schufen wir gemeinsam einen Staat, der heute auf der ganzen Welt anerkannt und geachtet wird. Nach allen bitteren Erfahrungen des Krieges muß man den ewig Gestrigen sagen, das Rad der Geschichte kann man nicht zurückdrehen. Es existieren auf deutschem Boden zwei Staaten mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung, und wir wollen beweisen, daß das sozialistische System besser und menschlicher ist als alle vorausgegangenen. Als ich im Oktober 1984 als „Held der Arbeit" ausgezeichnet wurde, ließ ich danach mein ganzes Leben noch einmal an mir vorüberziehen. Vom Appell auf dem Lagerplatz im Donbass, wo ich von der Kapitulation erfuhr, bis heute, wo ich sagen kann, für uns Arbeiter ist unser Staat auf der Seite der Sieger und der Zukunft.

Gerhard Roscher, Anlagenfahrer, Neustadt



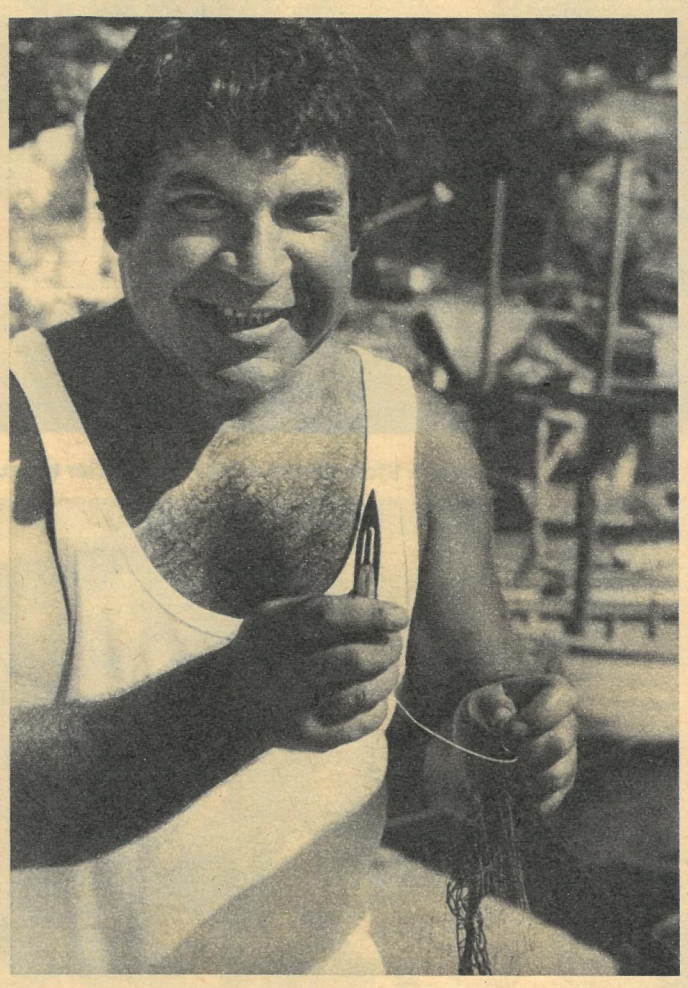
Liebe Leser! Schreiben Sie uns bitte weiter, wie Sie den 8. Mai 1945 erlebten, was dieser Tag für unser Heute, für unsere Zukunft bedeutet. Von allen Einsendern werden monatlich zehn mit einer Anerkennungsprämie von 50 Mark bedacht. Außerdem nehmen Sie an der Auslosung von 20 Reisen in die Sowjetunion teil. Wir erwarten Ihre Briefe bis zum 25. Mai 1985: Redaktion FREIE WELT, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29. Kennwort: 8. Mai 1945.

durch die Umzäunung zu, / wie aus der Herde sich den besten Hammel kürten / die Hirten, auszuweiden ihn in Ruh, / indes die Hunde sich nicht rührten. / Da sprach er zu sich selbst, indem er mürrisch ging: / „Welch einen Lärm die Leute wohl vollführten, / wenn ich mich dessen unterfing!"

Es gewannen: 150 M Sonja Richter, Rostock; 100 M G. Hamann, Schwerin; 50 M Margarete Schmidt, Strausberg.

Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 11/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 8. Mai 1985. Auflösung von Heft 7/85: Die „Geheime Geschichte". Wir gratulieren Werner Voigt, Zinnowitz.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Jewgeni Chaldej, Detlef Christel; Zeichnung: Detlev Schüler; Vignette: Martin Kotsch



Leserfoto

Fischer im Hafen von Altnessebar, aufgenommen und eingesandt von Hubert Storch, Mücheln

Maria Limanskaja

Vielen Dank für den Artikel „Sauberer Himmel über uns" von Jewgeni Chaldej (FW 6/85). Endlich habe ich erfahren, was aus dem sowjetischen Mädchen am Brandenburger Tor geworden ist. Ich habe immer seinen Mut und die sichere Haltung bewundert. Es war sicher nicht leicht, als Frau in den Reihen der Roten Armee gegen den gefährlichen, grausamen Gegner zu kämpfen. Auch diese Frau hat ihren Anteil daran, daß in unserem Deutschland eine neue Zeit anbrach. In Zukunft werde ich dieses Bild mit einem zufriedenen Lächeln betrachten.

Inge Schilling, Berlin

Nie wieder

Die Briefe der sowjetischen Soldaten, die Sie veröffentlichten (FW 2, 4, 6 und 8/85), erschütterten mich noch mehr als Fotos von furchtbaren Zerstörungen überall in Europa. Trümmer kann man wegräumen und neue Häuser bauen. Aber die gefallenen Söhne und Töchter kann einem niemals jemand zurückgeben.

Marion Burghardt, Zwickau

Rot wie die Freude

„Tauben im Gandang" (FW 7/85) hat mir gut gefallen, da ich über die MVR, über das Leben vor und nach der Revolution noch nicht viel wußte. Ich würde mich freuen, wenn weitere Beiträge folgten.

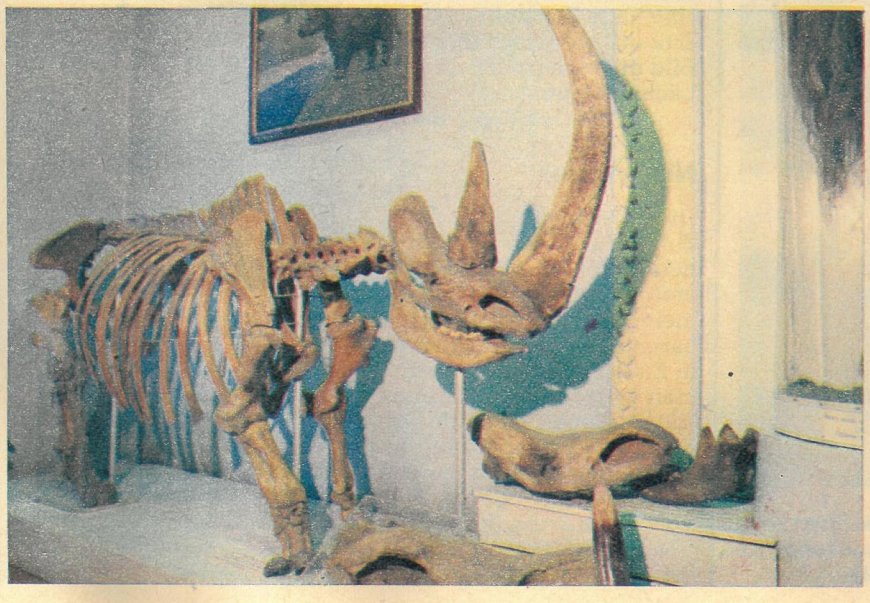
Susanna Ronniger, Potsdam

Ein Artikel über archäologische Ausgrabungen im Zusammenhang mit der Vor- und Frühgeschichte der Mongolen durch eine mongolisch-sowjetische Expedition ist in Vorbereitung. – Vielleicht interessiert Sie auch das: Allen Mongolen ist die Symbolik der Farbe bekannt. Weiß, die Farbe der Milch, bedeutet Sauberkeit, Überfluß, Edelmut; Rot – Feuer, Wärme, Freude, Glück; Gelb – Gold und Liebe; Orange – die aufgehende Sonne; Grün – die Kraft der Steppe und der Ewigkeit; Blau – die Farbe des Himmels, der Treue und Beständigkeit. An Festtagen, zum Beispiel am 11. Juli, wenn der Sieg der Volksrevolution gefeiert wird, herrschen leuchtende Farben vor.

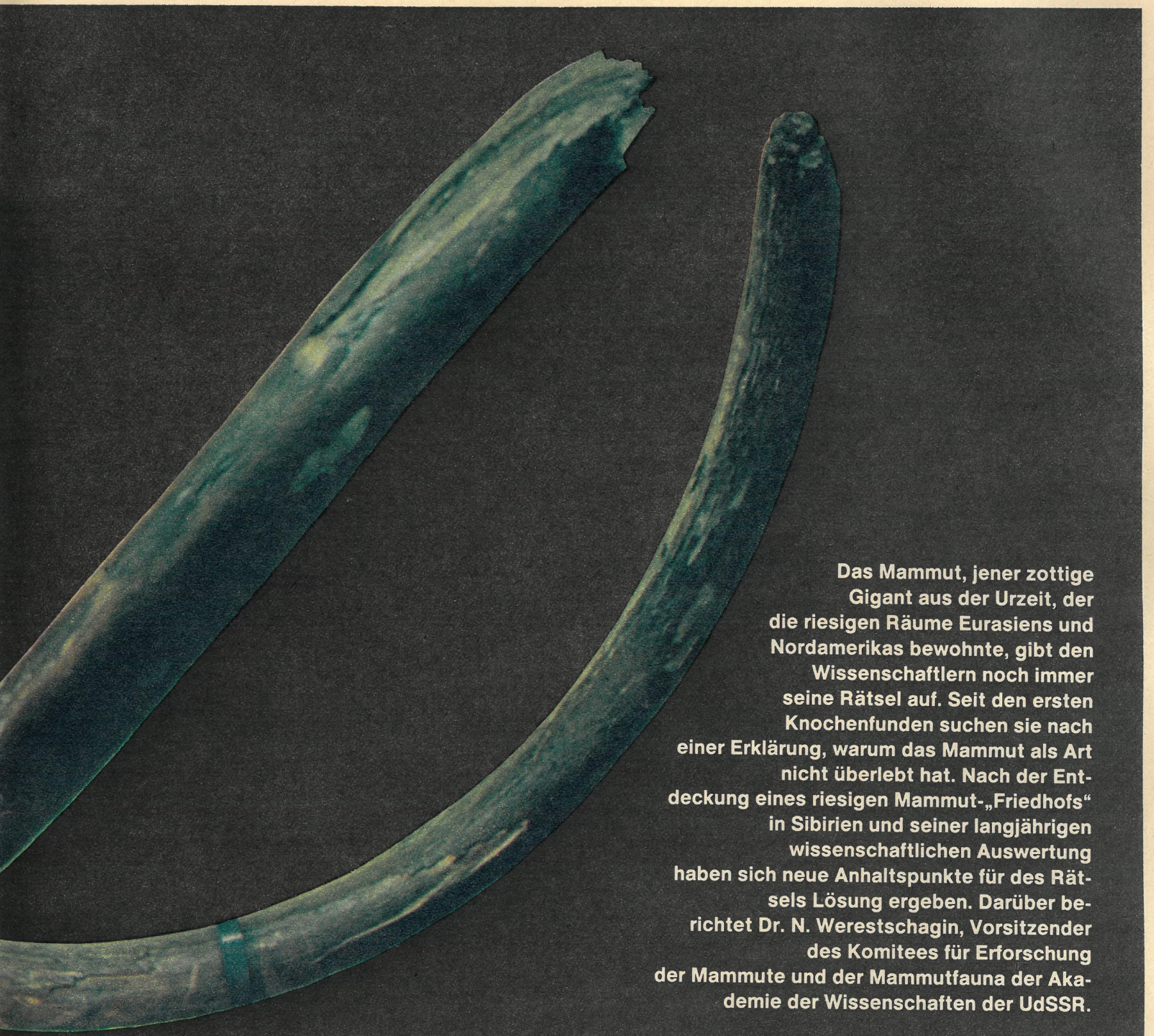
Helmut Zemke

Aus dem Dunkel der Jahrtausende

Skelett eines Wollhaarnashorns, das mit dem Mammut ausstarb.



Mit seinen Stoßzähnen erreichte das Tier bis zu sechs Tonnen Gewicht.



Das Mammut, jener zottige Gigant aus der Urzeit, der die riesigen Räume Eurasiens und Nordamerikas bewohnte, gibt den Wissenschaftlern noch immer seine Rätsel auf. Seit den ersten Knochenfunden suchen sie nach einer Erklärung, warum das Mammut als Art nicht überlebt hat. Nach der Entdeckung eines riesigen Mammut-„Friedhofs" in Sibirien und seiner langjährigen wissenschaftlichen Auswertung haben sich neue Anhaltspunkte für des Rätsels Lösung ergeben. Darüber berichtet Dr. N. Werestschagin, Vorsitzender des Komitees für Erforschung der Mammute und der Mammutfauna der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.

Meine Erfahrungen aus der Arbeit zur Geschichte und Geographie der Säugetiere im Kaukasus, auf der Krim, den Höhen des Urals, des Sichote-Alin-Gebirges und in den Flußtälern der Osteuropäischen Ebene überzeugten mich immer mehr, daß die Mammutfauna der fernen Eiszeiten sich in einer sehr kalten Steppe oder auf Tundrawiesen herausgebildet hat. Eine solche Landschaft war offenbar sehr günstig für das Gedeihen tausendköpfiger Herden von Pferden, Bisons, Rentieren und Mammuten. Sie erstreckte sich wahrscheinlich südwärts bis zu den Vorläufern der Krimberge und des Kaukasus. Jedoch bieten die gegenwärtigen Landschaften und die Fauna dieser riesigen Räume fast keine Möglichkeit, sich das wahre Bild damaligen Lebens und Aussterbens vorzustellen. Die Dauerfrostböden und unterirdischen Eislinsen sind hier längst verschwunden, und die honiggelben Lößböden wurden in den Jahrtausenden der postglazialen Epoche von der fetten Schwarzerde überzogen.

Um eine Antwort auf die Frage nach dem „Wie", „Wo" und „Wann" zu erhalten, mußte man sich in die heutige Tundra aufmachen, in den fernen Nordosten des Landes, wo Fragmente der urzeitlichen Landschaften und die Nachklänge der Prozesse der Gletscherperiode noch erhalten geblieben sind. Denn eben von dort – von der Halbinsel Taimyr, von den Neusibirischen Inseln und von der Kolyma – schickten uns Geologen Muster praktisch unbeschädigter Knochen von Bi-

Das Mammutbaby Dima wird von Dr. Werestschagin (links) untersucht.

sons und Moschusochsen, Zähne und Schädel von Pferden, von dort stammten Mammutstoßzähne. Schließlich fand man dort auch gut erhaltene Kadaver von behaarten Giganten, den Mammuten und Nashörnern.
Geologen, die in Jakutien gearbeitet hatten, schrieben und erzählten von einem geheimnisvollen „Mammuthorizont", wo sie die Reste der Mammutfauna entdeckt hätten. In den fünfziger Jahren bekamen die jakutischen Frostbodenforscher Nachricht von der Existenz eines großen Mammut-„Friedhofs" am Fluß Berelech, einem Nebenfluß der Indigirka. Dies bestätigten Aufnahmen, die der Direktor der Dauerfroststation N. Grigorjew im Jahre 1947 gemacht hatte.

Knochen wie Gold und Bronze

Der Gedanke, den rätselhaften Berelech zu besuchen, ließ mir keine Ruhe. Im Sommer 1970 flog ich von Leningrad nach Jakutien, zu einer Siedlung mit dem verzwickten Namen „Tschokurdach" am linken Ufer der Indigirka. Die Geologen hatten ihr Feldlager in einem schütteren Lärchenwäldchen aufgeschlagen...
Am nächsten Morgen brechen wir auf zur ewigen Ruhestätte der Mammute. Unser Weg führt über die Uferauswaschungen unter einem steilen Abhang von etwa zwanzig Meter Höhe. Den Steilhang krönt ein schmelzender Eisrand, darunter ist ein sogenanntes Baidsherach-Relief mit angeschnittenen Eiskeilen sichtbar. Nach einem Kilometer erblicken wir eine ausgedehnte Streuung riesiger grauer Knochen unterschiedlichster Form. Lange, flache und kurze Knochen ragen aus dem dunklen, feuchten Boden in der Mitte des Steilhangs heraus. Auf der schwach begrasten Fläche bis zum Wasser hinab bilden die Knochen eine Landzunge, einen Wall, der das Ufer vor Unterspülung schützt. Es sind Tausende.
Schnell kommen wir dahinter, daß die Knochen schon längst die Aufmerksamkeit zahlreicher Verehrer von Mammutbein und der Andenkensammler gefunden haben müssen. An den Knochen und an gespaltenen morschen Stoßzähnen sind Einkerbungen und Abschabungen zu erkennen. Spuren von Metallbeilen. Die Beckenknochen einer alten Mammutkuh hatten als Zielscheibe für Gewehre gedient. Außerdem kommen, wenn auch recht selten, Spuren nicht enträtselter urzeitlicher Einkerbungen vor, die uns sofort an die Knochenschnitte in den Schichten der paläolithischen Fundorte an Don und Desna erinnern.
Zwei volle Tage machen wir ununterbrochen Bestandsaufnahme. Wir sind schon auf über dreieinhalbtausend Knochen gekommen. Sie sind unterschiedlichen Kalibers, gehören jedoch zu vorwiegend jungen und halbwüchsigen Tieren und kleineren Altkühen. Davon zeugen die geringen Abmessungen der Zähne und der Unterkiefer. Auch Knöchelchen von sehr kleinen Jungtieren kommen vor, es könnte sich dabei sogar um Embryos handeln.
Die Geologen haben inzwischen ihre Feuerwehrspritze in Gang gebracht. Die Ablagerungen strotzen nur so von eingespülten Knochen. Sie liegen dort in einer chaotischen Unordnung. Auf einer 50 Quadratmeter großen Fläche ist die abgetaute Schicht jetzt 60 bis 70 Zentimeter tief freigelegt, doch dann folgt eine durchfrostete Schicht mit Grasnarbeneinschlüssen, Knochen und Stoßzähnen von Mammuten, horizontalen Linsen und vertikalen Keilen aus durchsichtigem und trübem Eis. Die Platt- und Röhrenknochen werden von Strähnen steifer und drahtiger Mammuthaare umflochten. Sie sind hier gelblich bis bräunlich, und sie schimmern warm in der Sonne wie Gold und Bronze. Die Schicht mit den Mammutknochen muß zu einem späten Eiszeitabschnitt gehören, kann also etwa 15 000 Jahre oder jünger sein, schätzen die Geologen...

Urzeitliche Jagd auf Mammute

Ein Jahr danach waren wir wieder am Berelech. Wir wollten die eingelagerten Funde vom Vorjahr auswerten und gründlicher nachmessen, die Ausspülungen erneut untersuchen.
Die Analyse hatte ergeben, daß durch unsere Hände im Vorjahr bei der Bestandsaufnahme und den Umschichtungen Tausende Mammutknochen gegangen waren, ihr Gesamtgewicht belief sich auf rund acht Tonnen. Überreste anderer Arten wie Nashorn, Pferd, Bison, Rentier, Vielfraß, Wolf, Tiger und Hase waren schwach vertreten. Diese artbegrenzte Auslese sprach deutlich dafür, daß es im Untersuchungsterrain besondere Bedingungen für ein Mammutsterben gegeben haben muß, für ein Sterben, das viele Jahre lang andauerte.
Der Abschiedsbesuch auf dem „Friedhof" bescherte uns einen neuen Fund. Ich stolperte auf dem Fundort paläolithischer Werkzeuge über das Ende eines aus dem Boden herausragenden Knochens und zog statt der vermeintlichen Mammutrippe einen prächtig gebogenen Stab heraus. Er war mit Feuerstein-Faustkeilen aus einem längsgespaltenen Mammutstoßzahn gehauen worden. Er war 94 Zentimeter lang und hatte einen Durchmesser von 25 Millimetern. An einen schweren Schaft gebunden, konnte eine solche Waffe den Brustkorb oder den Bauch der Dickhäuter durchstoßen. Hier fanden wir auch eine Handspitze aus schwarzem Schiefer. Alles sprach nachdrücklich dafür, daß sich neben dem Mammutfriedhof ein Standplatz von steinzeitlichen Jägern befunden haben muß. Ihn auszuheben war Aufgabe der jakutischen Archäologen, die dann in einer Tiefe von 2,5 Metern Faustkeile, Schaber, ein Nephritgehänge, Handspitzen, eine Vielzahl Knochen von Moorschneehühnern und Schneehasen fanden.
Unsere Feldsaison 1971 näherte sich ihrem Ende, für den Winter standen neue Laboranalysen und Berechnungen bevor... Nach weiteren neun Jahren, 1980 also, waren wir wieder am Berelech. Wie die Ausspülungen und die Ausgrabungen der durchfrosteten knochenfündigen Schichten zeigten, hatte es hier ein periodisch austrocknendes Gewässer, einen Auensee, gegeben, in dem sich Kadaver von Mammuten und anderen urzeitlichen Säugetieren aufschichteten. Ihre überall verstreuten Knochen lagen in einer Tiefe von 3,5 bis 4 Metern unter der Erdoberfläche und 8 Meter über dem heutigen Niedrigwasserpegel des heutigen Berelech, der diesen Friedhof durchfließt und unterspült. (Der Niedrigwasserstand ist saisonbedingt und kommt in gemäßigten und hohen Breitengraden im Sommer und im Winter vor.)
Wir hatten herausgefunden, daß die altersmäßige Zusammensetzung der Berelech-Mammute und der Mammute von den Fundorten der Spätaltsteinzeit in der Osteuropäischen Ebene fast identisch waren. Das schien eine Bestätigung der Annahme zu sein, daß der Mammut-„Friedhof" am Berelech, genauso wie der an Desna und Don, nicht ohne Mitwirken der urzeitlichen Jäger entstanden war! Doch wie soll man sich eine solche Jagd vorstellen? Wie ist sie zu beschreiben? Denn unter Zuhilfenahme von Speeren und Schneidwerkzeugen aus Feuerstein konnten sie nur ein, vielleicht zwei, aber höchstens drei Mammute erlegen und auf der Stelle ausschlachten. Woher dann aber diese unvorstellbare Zahl an Mammutknochen in der Nähe der paläolithischen Standplätze? Allem Anschein nach hatten die urzeitlichen Berelechbewohner die Mammute erlegt, indem sie die Tiere in einen Sumpf trieben, ebenso wie das laut einer Beschreibung Haggards die Einwohner Südafrikas bei der Elefantenjagd taten. Oder sie trieben sie auf das brüchige Eis eines Flusses oder Sees und zogen dann die ertrunkenen Tiere heraus. So die Hypothesen...

Das Mammutbaby von Magadan

Vor kurzem ist eine Hypothese zu den Mammutfunden erneut zum Leben erweckt worden: Die Mammute sind aus den warmen Steppen der Mongolei durch eine gigantische Welle im Norden angeschwemmt worden, diese Welle soll vom Aufprall eines Asteroiden im Raum des Stillen Ozeans verursacht worden sein und das Himalaja-Gebirge überrollt haben. Es handelt sich hier um eine Variante der von Akademiemitglied Alexander Middendorf aufgestellten Hypothese.
Im Jahre 1901 äußerte der Zoologe O. Hertz, der das Beresowka-Mammut ausgegraben hatte, die begründete Annahme, das Tier sei in eine Auskolkung im Gletscher gestürzt, die von Erde und Splitt überdeckt war. Beim Sturz habe sich das Tier die Beckenknochen gebrochen und sei in der Eisgruft erfroren, in der Nachfolgezeit aber sei es vom eingespülten Sediment verschüttet

worden. Fünfzig Jahre später behauptete der Geologe A. Gussew, der die heimtückischen Auskolkungen im Grund- und Aufeis an den Baidsherach-Abschnitten und in den Flußtälern beobachtete, daß Stürze der urzeitlichen Säuger in solche Fallen dort ganz gesetzmäßig waren. Andere Geologen, wie I. Tolmatschow und S. Biske, die den Ort besichtigten, wo das Beresowka-Mammut zugrunde ging, gelangten zu der Schlußfolgerung, der behaarte Gigant sei zusammen mit dem unterspülten Ufer abgestürzt, und ein Erdrutsch habe ihn verschüttet.
Die Vorstellungen von Hertz und Gussew haben in unseren Tagen

Aus dem Dunkel der Jahrtausende

eine reale Bestätigung gefunden, unter anderem übrigens durch die Geschichte des Mammutjungen, das im Sommer 1977 im Dauerfrostboden am Rande Magadans entdeckt worden war. Die Wissenschaftler nehmen an, daß das verwundete und stark ausgezehrte, sechs Monate alte männliche Mammutjunge, das sich von einem Elefantenbaby äußerlich nur durch seine kleinen Ohren und das dicke Fell unterscheidet, offenbar im Herbst ums Leben gekommen war, als es in eine Eislinse des Flusses Dima geriet, wo es im Morast erstickte. Die Linse sei bald danach eingefroren und im darauffolgenden Jahr von einem abgerutschten Gesteinsblock zugedeckt worden. Die Konservierung erwies sich als hinreichend gründlich, das Mammutjunge verbrachte ungefähr vierzig Jahrtausende in der Erde, ohne wesentliche Veränderungen davongetragen zu haben. Bei einer Größe von höchstens 104 Zentimetern wog es rund 90 Kilogramm. Auf seiner Haut ist partiell eine dichte Haardecke rotbräunlicher Färbung erhalten geblieben, die an den Flanken bis 20 Zentimeter, an den Beinen bis 15 und am Rüssel 4 bis 5 Zentimeter lang ist. Der Darminhalt des Mammutjungen wies darauf hin, daß es unter den harten Bedingungen der kalten Waldtundra gelebt und sich von Gräsern, Seggen, Moosen und Muttermilch ernährt hat.

Genetische Reise in die Vorgeschichte

An der Untersuchung des einmaligen Fundes beteiligten sich sowjetische und amerikanische Geologen, Paläontologen, Anatomen und Biochemiker. Folgendes schrieb über die histologischen und biochemischen Analysen die Zeitung „Detroit Free Press“: „Ein einmaliges Experiment!... Das Geschenk aus der Sowjetunion hat eine Gruppe von Forschern auf eine staunenswerte Laborexpedition in die vorgeschichtliche Vergangenheit geschickt!“ Die vorgenommenen Untersuchungen gaben tatsächlich die Möglichkeit, den fernen Vorfahren mit den heute lebenden afrikanischen und indischen Elefanten auf Zell- und sogar auf Molekularebene zu vergleichen.

Die in den Eispanzer Sibiriens und Alaskas eingeschlossenen Mammute bilden heute das günstigste Material für die Entwicklung hochmoderner Verfahren zur Gewinnung genetischer Informationen aus fossilen Eiweißen. Und wer weiß, vielleicht wird man einige dieser Verfahren in Zukunft für das Studium mumifizierter Überreste anderer Säuger und sogar des Menschen nutzen, die zur Zeit der Mammute und vielleicht auch früher gelebt haben.

Proben des Muskelgewebes und des Blutes des Magadan-Mammutjungen untersuchten Wissenschaftler aus Leningrad – W. Michelson (Institut für Zytologie der AdW der UdSSR) und der Verfasser des vorliegenden Beitrags – sowie eine Gruppe von Forschern von der Wayne-Universität (Michigan, USA). Die Proben des Lendenmuskels und das Blutgerinnsel aus der Pfortader wurden für die Analyse an Ort und Stelle bei der Obduktion des fossilen „Babys“ entnommen. Danach hat man sie wieder tiefgefroren und nach Leningrad gebracht, von wo zwei Proben des Muskelgewebes mit einem Gesamtgewicht von 1,31 g sowie 0,2 g Trokkenblut ihren Weg nach der Wayne-Universität antraten.

Mit dem Elektronenmikroskop wurden 12 Gewebeproben mit einer Fläche von jeweils ein bis zwei Quadratzentimetern analysiert. Für alle Proben waren Muskel-Querstreifung kennzeichnend. Gut erhalten geblieben ist die Form der kollagenen Muskelfasern, doch die intrazellulären Strukturen waren vollkommen zerstört. In den Geweben des Mammutjungen traten deutlich die Blutgefäße hervor und einzelne Blutzellen waren zu erkennen. Zum erstenmal sind in den Kapillaren äußerlich über Jahrtausende bestens konservierte Erythrozyten und Leukozyten entdeckt worden – teilweise die ältesten, die der Wissenschaft nun bekannt sind.

In immunologischer Hinsicht steht das Mammutjunge nach der Zusammensetzung der Proteine dem indischen Elefanten näher als dem afrikanischen. Im Gehirn sind Sphingolipide (eine umfangreiche Gruppe natürlicher organischer Komplexverbindungen, die Fette und fettähnliche Stoffe einschließen und in allen lebenden Zellen enthalten sind) und ungebundenes Cholesterin erhalten geblieben.

In einer der zwölf Muskelgewebeproben wurden stabförmige Bakterien entdeckt: Die größeren hatten das gleiche Ausmaß und fast den gleichen Aufbau der Oberfläche wie auch einige heutige Bakterien. Sehr verlockend war die Annahme, die gefundenen Bakterien seien Altersgenossen des Mammutjungen, doch eine Verseuchung gleich nach der Aushebung aus dem Dauerfrostboden kann nicht ausgeschlossen werden. Zumindest bleibt die Frage, wann die Bakterien in die Gewebe des Mammutjungen eingedrungen sind, unbeantwortet.

Auf der Wrangel-Insel wurden zahlreiche Stoßzähne von Mammuten gefunden und geborgen.

Auferstehung der Mammute?

In den letzten Jahren hörte man oft die Frage, ob es angesichts der heutigen Errungenschaften der biologischen Wissenschaft nicht möglich sei, die Mammute als Art wiederzuerwecken, und was dazu erforderlich wäre. Angesichts der Erfolge der Genetik und der Zytophysiologie – der Lehre von der Zelle und den sich in ihr vollziehenden Prozessen – sind solche Fragen nicht mehr so lächerlich, wie sie noch vor einigen Jahrzehnten anmuteten.

Mit der Zeit könnten die Wissenschaftler, wenn sie zum Aufpfropfen des Mammutkodes die indischen und die afrikanischen Elefanten nutzen, den Versuch wagen, halbzottige Hybriden und danach auch die reine Linie der Mammute zu züchten. In Anwendung auf die fos-

Aus dem Dunkel der Jahrtausende

silen Giganten wird das jedoch nicht so leicht zu bewerkstelligen sein, denn ihre Hoden und Eierstöcke befanden sich tief in der Bauchhöhle und unterlagen beim Tod des Tieres unvermeidlich als erste dem Zersetzungsprozeß. Ein schnelles Vereisen der Gewebe wurde bei der nachfolgenden Bestattung und Konservierung zunichte gemacht. So konnte zum Beispiel der Kadaver eines Mammuts, das zufällig in einem jakutischen Flußtal im Winter ums Leben gekommen war, bei Wind und minus 50 Grad Celsius binnen weniger Stunden durchfrieren. Doch im nächsten Frühjahr und Sommer, wenn der Kadaver in irgendeinem alten Wasserarm überflutet und unter Schlammschichten begraben wurde, taute er wieder auf, um sich dann teilweise zu zersetzen, zumindest an seiner Oberfläche.

Besonders seltene Fälle einer Sofortkonservierung, wenn Tiere in Auskolkungen des Grundeises hineingerieten, kamen vorwiegend im Sommer vor, doch dabei befanden sich die Körper rund zwei bis drei Monate in einem Medium, dessen Temperatur in der Nähe des Nullpunkts lag, und auch bei der sich anschließenden Lagerung in den Sinkstoffen und beim Einfrieren auf Jahrtausende schwankte die Temperatur um minus vier bis minus 5 Grad (Temperatur des Grundeises).

Erinnert sei daran, daß für den Versuch einer „Wiederbelebung" der Kadaver einer erwachsenen Mammutkuh mit frischen Eierstöcken im Stadium der Ovulation oder eines erwachsenen Mammutbullen mit frischen Hoden im Prozeß der Spermatogenese benötigt wird. Dabei ist uns vollkommen unbekannt, ob die Geschlechts- und die somatischen Zellen sogar eines ideal tiefgefrorenen Mammuts ihre Lebenstüchtigkeit wenigstens über acht bis zehn Jahrtausende bewahren können.

Die Untersuchungen des Magadan-Mammutjungen und des Chatanga-Mammuts hat erbracht, daß in 40 000 Jahren alle Zellen dieser Exemplare einem enormen Wasserentzug ausgesetzt waren und die intrazellulären Strukturen und die Zellwandungen zum größten Teil zerstört wurden. Das Muskelgewebe behält zwar bei gefrorenen Kadavern seine rosa Färbung bei, und der leichte Verwesungsgeruch lockt Bären, Wölfe, Hunde und Polarfüchse an, die solches Fleisch gern fressen, doch der Prozeß der Gewebemumifizierung geht so weit, daß er sich als unumkehrbar erweist. Nur bei außerordentlich glücklicher Fügung vieler Faktoren könnte mit einem Erfolg der Versuche zur Wiederbelebung von Mammuten gerechnet werden. Doch die Menschheit hat heute genug Arbeit und Sorgen mit der Erhaltung und Verbesserung des lebenden genetischen Fonds, der ihr im 20. Jahrhundert zugefallen ist.

Kein Mangel an Hypothesen

Das Leben der fossilen Giganten läßt den Forschern noch längst keine Ruhe, und sie sind eifrig darum bemüht, den Schleier des Geheimnisses für deren Verschwinden zumindest etwas zu lüften. In dieser Hinsicht geben die entdeckten Grabstätten sowohl einzelner Exemplare als auch von Massenansammlungen immer wieder reichlich Nahrung für die unterschiedlichsten Überlegungen. Unter ihnen sogar recht absurde und widersprüchliche, doch sie alle vereint das unverwüstliche Interesse an den Mammuten.

Die Ausgrabungen des Mammut-„Friedhofs" am Berelech haben nicht wenig zur Klärung des Bildes vom Tod der Tiere beigetragen. Geholfen haben dabei auch die bereits geäußerten Annahmen, zum Beispiel die Hypothese Russanows, des Entdeckers der jakutischen Lößböden, die darauf hinausgeht, daß die Mammutherde am Berelech vom Lößstaub verschüttet worden sei, so wie in Pompeji und Herculaneum die Asche alles Lebende und Tote zugeschüttet hatte. Die Hypothese klang zwar sehr verlockend, übersah jedoch einen Fakt: Die geologischen Schichten am Berelech bestehen aus Auenschlamm, nicht aber aus äolischen Lößen (Fluglößen). Es waren die Flußauen mit ihrem Weidengestrüpp, die für die Mammute besonders verlockend waren, aber hier, in den Flußauen und an den Flußläufen, waren sie der größten Gefahr ausgesetzt – und nach dem Tod der Möglichkeit, konserviert zu werden. Von den Flußufern wurde und wird in die Tundra Nordjakutiens nicht Sand, sondern feinster Schlamm, lößartiger Staub herangetragen.

Anders stellte es sich der Geograph und Geokryologe S. Tomirdiaro vor. Die Mammute seien infolge grundlegender Landschaftsveränderung in der warmen postglazialen Epoche ausgestorben. Die kalte, jedoch an Futter reiche und von Lößstaub überzogene Tundrasteppe wurde beim Vormarsch des feuchten Klimas zu einer mit Moorflächen und Seen überzogenen Tundra, die diesen Tieren keine Nahrung mehr bieten konnte. Die Enträtselung der Mammutgräber und des Berelech-„Friedhofs" ist selbstredend in der heutigen Landschaft der Tundra, der Waldtundra und der Taiga, das heißt in den Räumen des Dauerfrostbodens, zu suchen.

Ein Mammutstoßzahn hatte, so wurde ermittelt, etwa 12 240 Jahre in der Erde verbracht. Alles deutet darauf hin, daß der heutige Berelech-Fluß einen verschütteten urzeitlichen Flußlauf schneidet, wahrscheinlich seinen eigenen. Er ist es, der vor 12 000 Jahren zum Grab der Mammute geworden ist. Beim Äsen im Flußtal des früheren Berelech wurden einzelne Mammutgruppen wahrscheinlich von plötzlichen Überschwemmungen im Sommer erfaßt, oder sie kamen im Frühjahr und im Herbst ums Leben, wenn sie sich auf das brüchige Eis hinauswagten.

Am Oberlauf der Petschora verlieren fast jedes Jahr bei der Wanderung nach Süden bis zu zweihundert Elche ihr Leben auf dem Eis. So gut wie jedes Jahr wird der Tod von Dutzenden und Hunderten Wildschweinen, Rehen, Hirschen bei Hochwasser an der Donau, am Kuban, an der Kura, am Rioni und an den Flüssen der Primorje-Region, Ussuri und Sutschan, registriert. Die Kadaver der ertrunkenen Tiere werden dann von der Strömung in die Altlaufniederungen angeschwemmt. In der Arktis stellten die Überschwemmungen eine noch größere Gefahr dar, denn das eisige Wasser beschleunigte den Tod der Tiere.

Die säulenartigen langbehaarten Beine des Mammuts hatten eine rauhe, hornartige Fußsohle.

Der Mammut-„Friedhof" am Ufer des Berelech in Jakutien. Dort wurden Tausende von Knochen mit einem Gesamtgewicht von acht Tonnen freigelegt und gesammelt.

Geburtenüberschuß bei männlichen Mammuten?

Eine andere, wohl wichtigere Frage ist die jeweilige Bedeutung der beschriebenen Todesarten für das Aussterben der Mammute als Art. Es ist sehr zu bezweifeln, daß Überschwemmungen, Stürze in Eislöcher und Eisrisse, Steckenbleiben in Aushöhlungen, Jagdaktivitäten des Urzeitmenschen, Kälte- und Wärmeeinbrüche – einzeln wirkend – zu einem völligen Aussterben dieses Tieres führen konnten. Denn die Mammute lebten auf riesigen Räumen Eurasiens und Nordamerikas – von London bis New York und von den mittelasiatischen Wüsten bis zu den Küsten des arktischen Ozeans, in unterschiedlichen Klima- und Landschaftszonen. Außer dem Menschen hatten sie keine Feinde. Sie waren auf die Britischen Inseln, auf die Insel Sachalin, nach Hokkaido, Skandinavien und in den Kaukasus vorgedrungen. Es gab also Winkel auf dem Planeten, in denen die zottigen Giganten hätten überleben können. Doch dies ist nicht geschehen. Mammutreste, die jünger als neun bis zwölf Jahrtausende wären, sind uns bis jetzt nicht bekannt.

Aus heutigen Beobachtungen verschwindender und seltener Tierarten wissen wir, daß der Aussterbeprozeß gewöhnlich mit sinkender Fruchtbarkeit, mit dem Geburtenüberschuß von männlichen Tieren und mit dem Abnehmen der Vermehrungsrate beginnt. Am Berelech kamen in erster Linie weibliche Tiere ums Leben (60 Prozent). Es ist schwer zu sagen, womit das zusammenhing – mit spezifischen Verhaltensformen oder mit den lokalen Bedingungen.

In den Kollektionen der Museen kommt auf neun der mir bekannten Bullenskelette nur ein weibliches Skelett. Analog ist das Bild auch bei den Sammlungen von Schädeln der Auerochsen. Wie dem auch sei, die moderne biologische Wissenschaft erkennt, daß das Aussterben der Arten durch den Einfluß eines ganzen Komplexes an Umweltfaktoren bedingt ist. Der Klimaschnitt am Ende der letzten Eiszeitepoche (vor 9 bis 12 Jahrtausenden) war durch eine Serie extrem krasser Temperaturschwankungen gekennzeichnet, die sich verheerend auf die Tierwelt der mittleren und nördlichen Breitengrade ausgewirkt haben. Ausgestorben sind nicht nur die Mammute, sondern auch einige ihrer „Weggefährten": wie Wollhaarnashorn, Riesenhirsch oder Höhlenhyäne. Die urzeitlichen Jäger, die mit Speer, Pfeil und Bogen sowie Feuer überallhin vordrangen, haben diesen schicksalhaften Prozeß lediglich beschleunigt.

Aus „Wissenschaft in der UdSSR", gekürzt

Fotos: „Wissenschaft der UdSSR", Sanjko, Subzew/APN

Allem Anschein nach hatten wir die Geschwindigkeit der Strömung nicht richtig eingeschätzt und deshalb zu spät mit dem Manöver begonnen. Unaufhaltsam näherten wir uns zwei riesigen Felsbrocken. Dem ersten vermochten wir noch auszuweichen, doch auf den zweiten prallten wir mit voller Wucht auf. Von der Vorderseite her hob sich unser Gefährt langsam immer höher – wie im Zeitlupentempo. Das Kentern des Floßes ist die schwerste Prüfung für den Floßsportler. Das Floß treibt „kieloben", die Steuerruder befinden sich unter Wasser. Das Kentern erfolgt zwar ziemlich rasch, doch vier bis fünf Schrecksekunden hat man noch. Einige waren schon ins Wasser geflogen, der Kapitän jedoch stieg seelenruhig, ohne sich auch nur die Füße naß zu machen, vom Deck des sich umkehrenden Floßes auf dessen Unterseite. Auch ich hielt mich und kletterte ebenfalls – wenn es auch nicht so schön anzusehen war – auf die andere Floßseite. Damit hatte ich die wichtigste Regel des Floßfahrens befolgt: unter keinen Umständen das Floß verlassen!

Das Floß als primitives Wasserfahrzeug ist uralt. Man verband mehrere dicke Baumstämme miteinander, befestigte vorne und hinten zwei Steuerruder und fuhr dann Flüsse mit schwacher Strömung hinab, deren Bett frei von steinigen Hindernissen war.

Floßfahren als Sportart kam in der Sowjetunion während der fünfziger Jahre auf. Die Brüder Vitali und Jewgeni Abalakow, beide als Bergsteiger bekannt, bauten sich ein Floß, um nach einem Gipfelaufstieg rascher wieder ins Tal zu gelangen. Sie fuhren einen an Stromschnellen reichen Fluß hinab. Seither ist das sportliche Flößen immer beliebter geworden. Die höchste Leistung in dieser Sportart ist die Erstbe-

Auf wilden Gewässern

zwingung, also das Befahren eines Flusses oder Flußabschnittes, den bisher noch niemand bewältigt hat. Es wird jedoch immer schwerer, irgendwo der erste zu sein. Es gibt nur noch wenige „jungfräuliche" Flüsse, auf denen das Floßfahren eine echte Prüfung darstellt. Daher haben sich die führenden Floßsportler dem Hochgebirge zugewandt, dem Tienschan und dem Pamir. Zu Ungestüm und Tücke der dortigen Flüsse treten erschwerend die Hochgebirgsbedingungen hinzu. Wälder fehlen in diesen Höhenlagen, also werden Flöße aus Metall eingesetzt. Auto- oder Flugzeugschläuche erhöhen deren Schwimmfähigkeit.

Verletzt man eine einzige Regel der Floßsportler, folgt die Strafe sofort. So ist es beim Umschlagen des Floßes wichtig, nicht in Panik zu verfallen. Künftige Floßfahrer werden von Anfang an unterwiesen: Angst darf weder zu heftigen Bewegungen noch zu untätiger Erstarrung führen. Eine andere Gefahr des Flößens ist die Unterkühlung. Das Wasser der Hochgebirgsflüsse ist höchstens acht Grad „warm", meist weniger. Ein viertelstündiger Aufenthalt im Wasser kann tödliche Folgen haben. Daher die Regel: Auf keinen Fall das Floß verlassen. Doch das ist bei einem Aufprall in voller Fahrt leichter gesagt als getan. Dabei scheint die Geschwindigkeit gering. In Stromschnellen erreicht sie höchstens 30 Stundenkilometer. Dafür verspürt man sie mit dem ganzen Körper; trennt einen doch von der Wasseroberfläche nur eine halbe Balkenstärke.

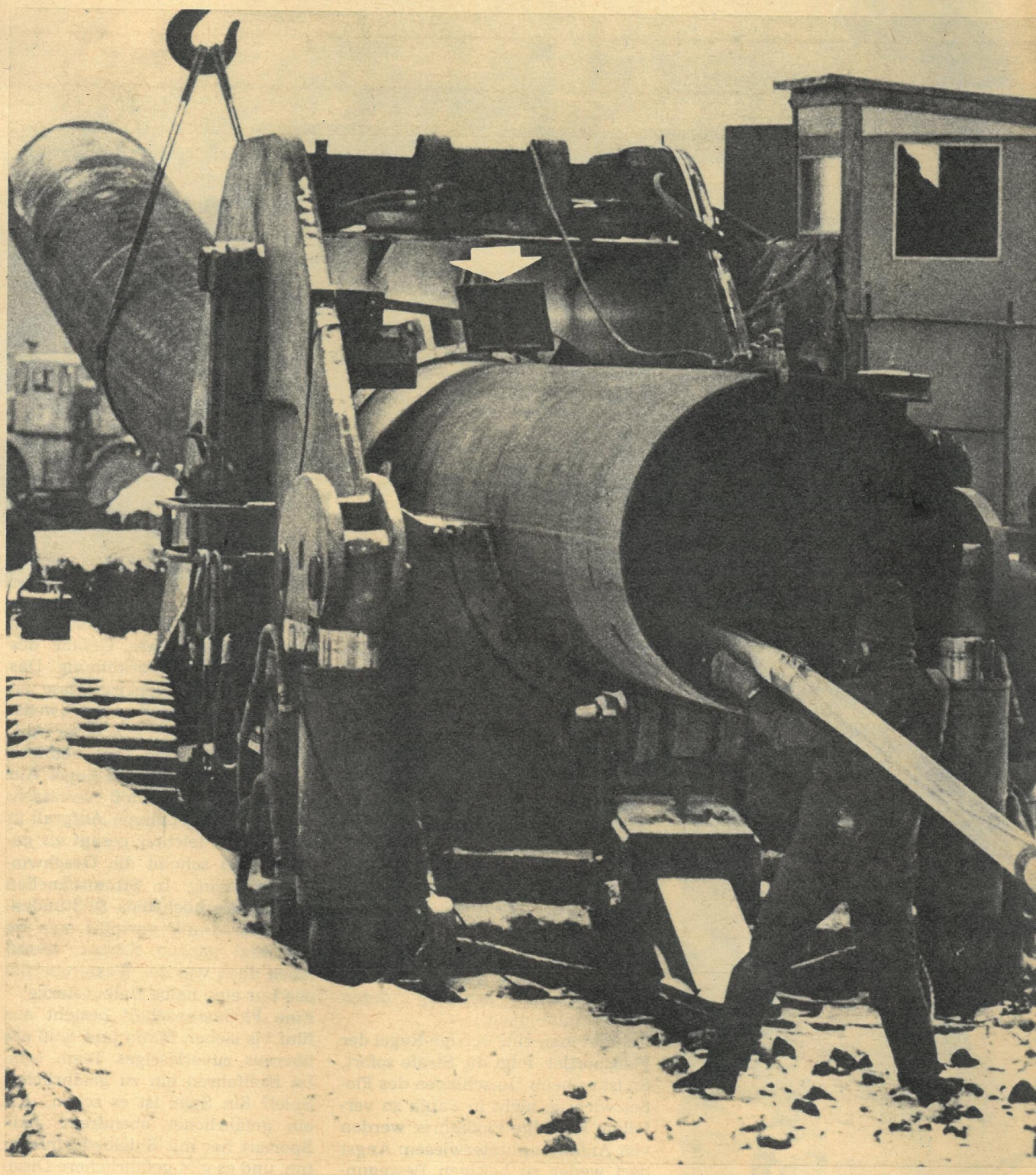
Eine Floßmannschaft besteht aus fünf bis sieben Mann und muß ein überaus zuverlässiges Team sein. Ist Floßfahren ein zu gefährliches Spiel? Ein Spiel ist es schon, und ein gefährliches obendrein. Jede Sportart hat mit Spielbedürfnis zu tun, und es gibt gefährlichere Disziplinen. Was wir mit Fallschirmspringern oder Drachenfliegern gemeinsam haben, ist das Bedürfnis, mit Gefahren zu ringen. Wenigstens einmal im Jahr möchte man sich als starker Mann fühlen. Ein Professor, der dem Floßfahren schon seit 20 Jahren frönt, formulierte es so: „Im wesentlichen geht es darum, daß sich Menschen hin und wieder in extreme Situationen versetzen müssen, die aus einem Minimum an günstigen Faktoren und einem Maximum an moralischen und physischen Anstrengungen, die diese Situation erfordert, bestehen."

Wen findet man nicht alles unter Floßfahrern! Nur Testfliegern oder Hochbaumonteuren bin ich nicht begegnet. Denen beschert wohl ihre berufliche Tätigkeit bereits genügend solch' extreme Situationen.

L. Leonidow (Text)
P. Malinowski/APN (Fotos)

Gleich neben dem kleinen Birkenhain am Rande des unscheinbaren mittelrussischen Ortes Dubna, nicht zu verwechseln mit dem berühmten Kernforschungszentrum, finde ich den Mann, der mit seinen Leuten tagtäglich krumme Dinger fabriziert. Seit neun Jahren kreuzt Bulette entlang verschiedener Trassenstränge meine Wege. Heute erfahre ich zum ersten Mal seinen amtlichen Namen: Detlef Bartrow (Foto rechts oben). Für die Arbeiter hier ist so was normal, wird doch wohl jeder Dritte nur mit seinem Spitz-

namen gerufen. Vielleicht gehört auch das zu den Merkmalen eines echten Trassenbauers. Jedenfalls von Don Krawallo, Bonatti, Feuerlocke oder wie sie heißen werden Legenden erzählt. Und Bulette ist, seit er 1976 als Handschachter („Eine Woche habe ich mit der Schaufel in ukrainischer Erde gewühlt") an der DRUSHBA-Trasse begann, eben auch ein Begriff geworden. Und krumme Dinger? „Natürlich, steht ja in meinem Arbeitsvertrag." Bulette und seine Mitstreiter biegen Rohre. Schließlich geht so eine Ferngasleitung über Berg und Tal, oft auch um die Ecke. „Bisher haben wir über tausend Rohre gebogen", sagt er und verweist auf die Urkunde für den 1000. Bogen. „Da haben wir vielleicht geknüppelt. Damit die folgende Schicht den tausendsten schafft, mußten wir in der Nacht neun Bögen machen. Wir waren dann auch fix und alle. Als ich beim Schichtwechsel unseren Nachfolgern sagte, daß sie den Tausender machen würden, lachten sie ungläubig. Ich zeigte ihnen das Arbeitsbuch. 998 waren da eingetragen. ‚Die restlichen zwei werdet ihr doch wohl packen', sagte ich."
Inzwischen schiebt sich wieder ein Rohr zentimeterweise durch die Biegemaschine. Mit einem Druck von 85 Tonnen krümmt sie den kalten Stahl, daß er knistert, als laufe jemand über eine dünn gefrorene Eisdecke. Aber da muß man schon genau hinhören, denn die Maschine dröhnt wie eine IL 18. Vier Mann arbeiten in einer Schicht an der „Biege". Sie müssen gut eingespielt sein, sonst gibt es Falten im Rohr. Aber bisher landeten höchstens zehn auf dem Schrotthaufen. „Vor allem anfangs, als wir uns so langsam an die Technik rantasteten", erklärt Bulette. „Schließlich ist nicht jedes Rohr gleich. Erstens kommen sie aus verschiedenen Ländern, zweitens haben sie unterschiedliche Wandstärken. Je nach Verwendungszweck variieren sie von 9,5 bis 18,6 Millimeter. Und drittens biegen wir Bögen zwischen drei bis sechs Grad und bei Zweiersektionen bis zu 15 Grad." Bulette kennt sich aus. Dabei hat er nicht immer an diesem Koloß gearbeitet. Aber er gehört zu denen, die eigentlich die Berufsbezeichnung Trassenbauer verdient hätten: universell einsetzbar, technisch interessiert und sich wohl in jeder Situation zurechtfindend. Als gelernter Landmaschinenschlosser begann er an der Trasse, wie gesagt, von der Schaufel an. Arbeitete als Helfer am Schweißautomaten, bediente die Innenzentriervorrichtung, fuhr einen Rotorbagger, war Handisolierer, Kran- und Raupenfahrer, lenkte einen Geländewagen und arbeitete zwischenzeitlich auch schon an der Biegemaschine. Einen Schweißerpaß kann er übrigens ebenfalls vorweisen. Das 105 Tonnen schwere Biegegerät indes beherrscht Bulette nicht nur aus dem Effeff. Er und seine Kollegen haben sich die Maschine so „hingebogen", daß sie am bequemsten damit arbeiten können. „Früher haben wir bei Wind und Wetter im Freien gestanden. Unser Gerät ist wahrscheinlich mal für das sonnige Kalifornien gedacht gewesen. Das Klima hier ist strenger, so stellten wir dem Biegemaschinisten eine Hütte aufs Podest. Auch der Biegedornfahrer an seinen Hydraulikleitungen erhielt ein Dach über dem Kopf. Gut, einen Schönheitspreis werden wir dafür nicht bekommen, aber wir stehen im Trocknen." Bulette erzählt auch, wie sich eine kleine Rationalisierung fast gegen ihren Schöpfer richtete. „Früher stand immer einer auf der Maschine und schaute nach den Falten. Meistens war ich das. Bis es mir reichte. Alle standen in ihrer warmen Bude, nur ich mußte draußen lauern. Da hab ich einen großen Spiegel angebaut, damit der

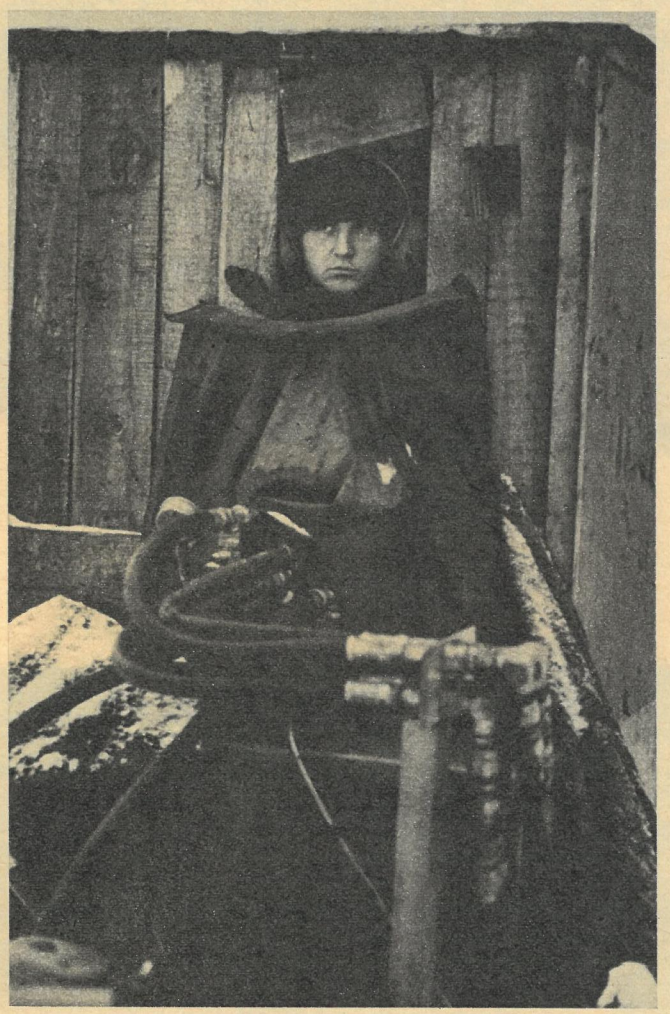


Biegemaschinist alles selbst kontrollieren kann. So habe ich mich eigentlich überflüssig gemacht." Bulette übertreibt. Während das Rohr sich krümmt, zieht er mal hier eine Schraube fest, wirft dort einen prüfenden Blick hin oder schreibt Ziffern, Nummern und Bezeichnungen in die Produktionsunterlagen... Fünf Jahre hat Bulette mittlerweile an drei Trassen in der Sowjetunion gearbeitet. Weitere drei Jahre hat er sich noch vorgenommen. „Aber wer weiß, vielleicht zahlt man mir hier auch noch die Trassenrente", lächelt er verschmitzt. Die Bezeichnung Trassenbauer – um darauf zurückzukommen – hätte er allerdings gar nicht erhalten können, weil man dieses schöne Wort offiziell in Trassenerbauer umgewandelt hat, nachdem einer mal seine Rede so begann: Liebe Trassenbauer und -bäuerinnen...

Hajo Obuchoff (Text)
Volkmar Billeb (Foto)

Krumme Dinger

Von seiner „Hütte" aus (links) kann der Maschinist im Spiegel (Pfeil) den Biegevorgang überwachen. Die Hydraulikleitungen, die in das Rohr führen, kommen aus dem zweiten „Wärterhäuschen" (rechts), von dem aus der Biegedornfahrer Otto Müller den entsprechenden Innendruck gegen die Rohrwandung gibt. So werden extreme Deformierungen am Rohr verhindert.



Im nächsten Heft:

Aufgerollt

Sowjetische Soldaten und Berliner Arbeiter brachten vor vierzig Jahren gemeinsam die Produktion im Berliner Kabelwerk Oberspree ins Rollen. Wir begegneten Zeugen dieser bewegten Jahre.

Foto: D. Christel

Das schöne Land Sinegorien

Gegenwart und Zukunft in einem neuen Roman von Georgi Markow, mit dem FREIE WELT in Moskau ins Gespräch kam.

Foto: H. Schreiber

Die Bessmertnowa tanzt!

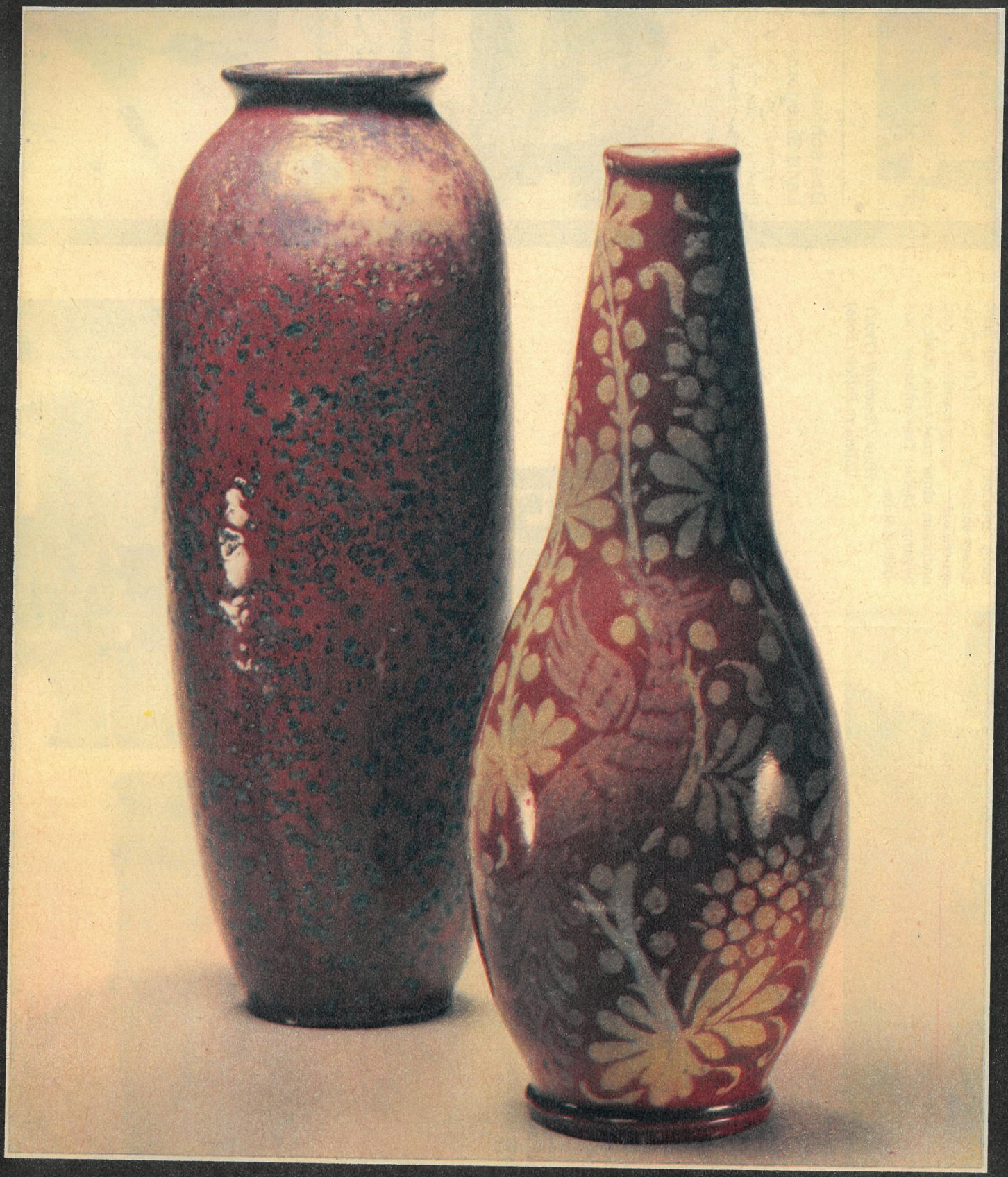
Vor ihrem Gastspiel in der DDR sprach FREIE WELT mit der Primaballerina des Moskauer Bolschoitheaters.

Foto: V. Billeb

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

RUSSISCHES PORZELLAN (9)

☆ „Stil Moderne“ in Stieglitz’ Schule



An der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert entwickelte sich als Reaktion gegen die langanhaltende Herrschaft der Eklektik in der Kunst Europas ein neuer Stil, der in Deutschland Jugendstil, in Rußland Stil Moderne genannt wurde. Ein besonders breites Spektrum der Möglichkeiten und Perspektiven eröffnete er dem angewandten Kunstschaffen. Das Material Porzellan, auf beste Weise für die neuen künstlerischen Ideen geeignet, wurde in das Zentrum der reformatorischen Bewegung gestellt. Sich in Übereinstimmung mit dem übrigen europäischen Porzellan entwickelnd, schuf das russische interessante Beispiele der schöpferischen Verwirklichung des neuen Stils. Neben der Kaiserlichen Manufaktur in St. Petersburg wurden die keramischen Ateliers der Kunstgewerbeschulen wegweisend für das Porzellan des Jugendstils in Rußland. In einem der bedeutendsten, dem der St. Petersburger Kunstgewerbeschule des Barons Stieglitz, entstanden die auf dem Foto abgebildeten Vasen. Die grundsätzlichen Prinzipien des Dekorationssystems des Jugendstils – dem Material entsprechende Formen und Dekore – haben hier glänzenden Ausdruck erfahren. Die natürlichen Eigenschaften des Porzellans, seine Reaktion im Prozeß der Bearbeitung, seine Plastizität, die Flüssigkeit der Porzellanmasse, der Reichtum der Oberflächeneffekte – Farbnuancen, Kristall- und Laufglasuren, Bemalung – das alles wird selbständiges ästhetisches Ausdrucksmittel. Die Grenze zwischen Fond und Darstellung verwischt. Träger der Darstellung wird oft die Oberflächenstruktur selbst. Neu eingeführte Farbglasuren – darunter als effektvollste ein tiefes Rot, das sogenannte „Stierblut“ – gestatteten, im Zusammenklang mit einfachen gerundeten Volumen, akzentuiert gelängten, geschmeidigen Linien, betonter Silhouettenwirkung der Formen, wichtige Eigenheiten des Jugendstils auszudrücken.

Wasilissa Pachomova-Göres

UNSERE FRAGE:

Woher stammt die Bezeichnung „Jugendstil“ für eine Richtung der europäischen Kunst um die Jahrhundertwende?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Russisches Porzellan 9“ an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 8. 5. 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 11/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!

Foto: W. J. Potschajew